Fr. 22.–, € 19.–

HOCH PART ERRE

Zeitschrift für Architektur, Planung und Design

12/23

Die Besten 2023: Zukunftweisende Umnutzung, bunte Bildungswelt, qualitätvolle Hofgestaltung
Das Kaninchen: Durchdacht sparsam gebaut

KALDEWEI
Vollendet geborgen
MEISTERSTÜCK OYO DUO
Gefertigt in Deutschland aus glasiertem Titanstahl
PHOTOGRAPHER
BRYAN ADAMS

Rosmarie Baltensweiler: Design leben
Herausgeber: Gabriel Baltensweiler,
Karin Baltensweiler, Steffie Baltensweiler
und Mirjam Fischer
Mit Texten von Edith Arnold, Jörg Boner,
Meret Ernst, Martina Kammermann
und Eveline Rutz
264 Seiten, rund 500 Fotos, Skizzen und Pläne
Fr. 85.– / € 85.–

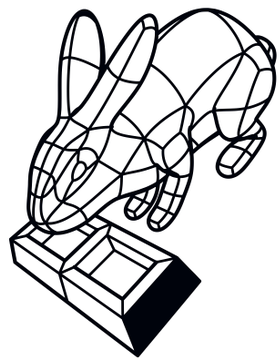
Bestellen bei edition.hochparterre.ch

Podcast
Erfahren Sie mehr über das Buch im Podcast
‹Sach & Krach› mit Meret Ernst und Jörg Boner
zu Rosmarie Baltensweiler

Lebendige Designgeschichte

Die erste Monografie über die preisgekrönte Leuchtendesignerin, die nicht nur Gestalterin und Innenarchitektin war, sondern auch Familienfrau. Mit zahlreichen, bis anhin unveröffentlichten Dokumenten aus dem Familienarchiv macht das Buch die Luzernerin auch als Frau und Unternehmerin erfahrbar. Eine mehrstimmige Biografie mit vollständigem Werkverzeichnis sowie designtheoretischen Texten und Würdigungen.

HOCH
PART
ERRE



Die Besten 2023

Es ist alles schon da

Der ‹Besten›-Jahrgang 2023 zeigt, dass das Neue im Bestehenden steckt und was es braucht, um daraus das Notwendige zu machen.

In der Dokumentation des mit dem silbernen Hasen ausgezeichneten Projekts in der Kategorie Landschaftsarchitektur steht der Satz: «Eigentlich ist alles schon da.» Das Büro Mavo Landschaften beschreibt so die Ausgangslage für sein Projekt ‹Gartensequenz› im Zürcher Hochschulquartier, das bereits bestehende Grünflächen verbindet und zugänglich macht siehe Seite 64. Diese Ausgangslage hat aber auch eine Folge: «Es gilt, die vorgefundenen Qualitäten sorgfältigst zu aktivieren», wie es im Projektbeschrieb weiter heisst.

Alles muss erst gefunden werden

Dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch die Konzepte der Arbeiten, die in diesem Jahr prämiert werden: «Das Neue steckt im Vorhandenen», schrieb Benedikt Loderer in Bezug auf das ehemalige Weinlager in Basel siehe Hochparterre 6–7/23, das nun in der Kategorie Architektur den Hasen in Gold gewinnt. In seiner Kritik zur Umnutzung des Weinlagers in ein Wohnhaus siehe Seite 18 war Stadtwanderer Loderer für einmal zufrieden. Er bezeichnete den Umbau durch das Architekturbüro Esch Sintzel als «ein Beispiel der differenzierten Erhaltung avant la lettre». Doch auch hier hat der Erhalt Konsequenzen. Loderer fährt fort: «Nichts steckt ‹von Natur aus› im Vorhandenen, alles muss mit Mühe, Neugier und Erfindungskraft gefunden werden.»

Auch die Kategorie Design liefert dafür ein Beispiel. Das Freitag Lab erhält für die Entwicklung eines zirkulären Rucksacks den Hasen in Bronze siehe Seite 50. Das Unternehmen, das seit seiner Gründung auf Recycling setzt, versucht damit, einen Schritt weiterzugehen. Das sei «quite a task», erklärt Freitag mit Blick auf die aufwendige Entwicklung des neuen Produkts, das aus einem einzigen Material besteht. Anna Blattert, Kreislaufspezialistin bei Freitag, ergänzt: «Dass die Reduktion von Materialien die Komplexität dieses Projektes derart erhöhen würde, hatten wir nicht erwartet.»

Eine zweifach gute Nachricht

Mit den Projekten der Besten 2023 können wir Ihnen also eine Reihe von Prozessen und Rezepten präsentieren, wie Architektinnen, Landschaftsarchitekten und Designerinnen das Neue und das Notwendige aus dem Bestehenden herausarbeiten. Sie zeigen, dass es auch ohne ressourcenverschwendende neue Gebäude und Produkte geht. Denn auch wenn uns die Themen Wiederverwendung und Kreislaufwirtschaft schon länger beschäftigen, ist es nach wie vor die wichtigste Aufgabe für Gestalterinnen und Gestalter, unsere Gebäude, Grünräume und Produkte nachhaltig zu entwickeln.

So lese ich diesen Jahrgang als zweifach gute Nachricht. Erstens: Es ist alles schon da. Immer finden sich Qualitäten vor, die wir aktivieren können, um aus dem Bestehenden das Notwendige zu machen. Und zweitens: Diese Aufgabe verlangt Sorgfalt, Neugierde und Erfindungskraft. Es ist eine spannende Aufgabe, bei der Architekten, Landschaftsarchitektinnen und Designer ihre Fähigkeiten und ihre Kreativität anwenden und in den Dienst der Gesellschaft stellen können. Dafür erhalten sie verdientermassen Ehre, Ruhm und einen Hasen. **Urs Honegger** ●

Redaktor Urs Honegger identifiziert den gemeinsamen Nenner bei den prämierten Projekten.

Unwrap the sound of the
season with Beolab 8.

the gift of
music
B&O

12/23

Inhalt

Coverfoto: Régis Golay

3 Die Besten 2023

9 Das Kaninchen

10 Preisträger
Wohnhaus ‹Stadtkind Basel›
15 Anerkennung
Umbau Alterswohnungen, Riehen

17 Architektur

18 Gold
Umnutzung ‹Wohnen im ehemaligen Weinlager›, Basel
24 Silber
Schulhaus Wallrüti, Winterthur
30 Bronze
‹9 plateaux›, Wohnhaus für Studierende, Genf
34 Anerkennungen
Sanierung Telli B und C, Aarau
Umbau Maschinenfabrik Habegger, Thun

37 Design

38 Gold
Bildungszentrum ZAG, Winterthur
46 Silber
Kunst-und-Bau-Installation ‹MMXXII›, Biel
50 Bronze
Backpack ‹Mono[PA6]› von Freitag
54 Anerkennungen
Signaletik Schule ‹Campus Glattal›, Zürich
Jacquardgewebe ‹Monofil Fold›

57 Landschaftsarchitektur

58 Gold
Innenhof der ‹Pièce urbaine E›, Lausanne
64 Silber
Gartensequenz Hochschulgebiet Zürich Zentrum
68 Bronze
Vorpark Holligen, Bern
72 Anerkennungen
App ‹Bee-Finder›
Durchwegung Lysbüchel Süd, Basel

76 Nominierungen

79 Kiosk

Konsequent

Förderpreis für junge Architektur: Das ‹Stadtkind Basel› auf dem Lysbüchel-Areal verbindet Umweltbewusstsein mit Ideenreichtum. **Seite 10**

Konstruktiv

Gold für Architektur: Die Umnutzung des Weinlagers in Basel ist eine gelungene Transformation, die energetisches Potenzial schafft. **Seite 18**

Kreativ

Gold für Design: Das Ausbildungszentrum ZAG in Winterthur bekennt Farbe – ein fades Haus hat eine aussagekräftige Identität erhalten. **Seite 38**

Komponiert

Gold für Landschaftsarchitektur: Der Innenhof der ‹Pièce urbaine E› in Lausanne vereint anspruchsvoll Dichte und Grünraum. **Seite 58**

Im nächsten Heft:
Weit abseits des Rummels um Sawiris' Andermatt setzt sich eine kleine Gruppe von Architektinnen und Architekten beharrlich für gute Architektur im Kanton Uri ein – und verschafft sich zunehmend Gehör. Wie steht es um die Baukultur im Bergkanton? Welche Themen bewegen die dortige Architekturszene? Wir haben uns in Altdorf umgehört. Hochparterre 1-2/24 erscheint am 10. Januar.
www.hochparterre.ch / abonnieren

Editorial

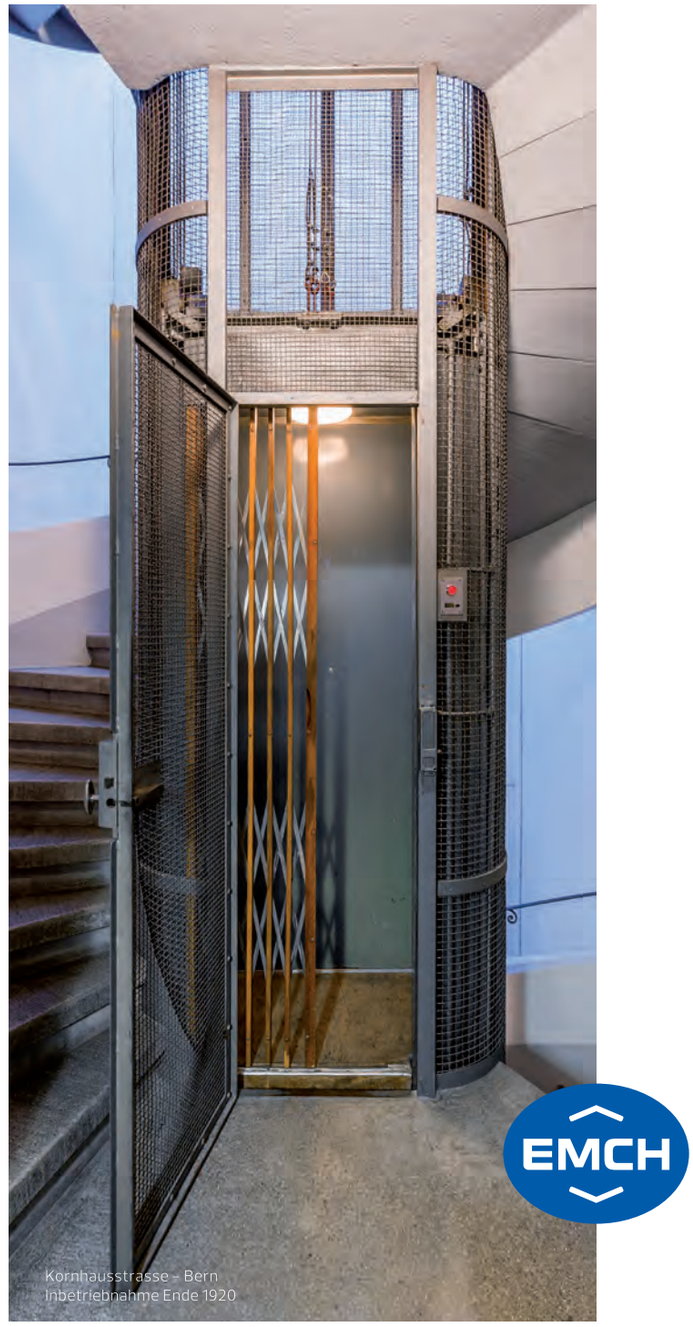
Wenn neun Hasen und ein Kaninchen hüpfen

Seit fünf Jahren ist das Kaninchen fixer Bestandteil des Hasen-Wettbewerbs bei Hochparterre. Der Förderpreis, gestiftet von der Firma Senn in St. Gallen, würdigt ein Erstlingswerk in der Architektur. Die eingereichten Projekte wurden zwischen Juni 2022 und Juni 2023 fertiggestellt. Die Jury hat vier davon vor Ort besucht und einen Preis sowie eine Anerkennung vergeben. Das Siegerprojekt erhält eine Trophäe und einen Scheck über 10 000 Franken.

Und wie jedes Jahr geht es um die traditionellen ‹Besten› in den Kategorien Architektur, Design und Landschaftsarchitektur. Die Redaktion stellte pro Kategorie eine fünfköpfige Jury zusammen mit je einer Redaktorin oder einem Redaktor von Hochparterre. Jedes Jurymitglied nominierte maximal fünf Arbeiten. Im August gab es zudem eine öffentliche Ausschreibung: Eingereicht wurden bis zu 50 Arbeiten pro Kategorie. Maximal fünf davon speiste Hochparterre in sein Kontingent von fünf Nominierungen pro Kategorie ein. Die Werke wurden zwischen September 2022 und September 2023 erstellt und befinden sich in der Schweiz oder sind – in der Kategorie Design – mit Schweizer Beteiligung entstanden. Die Jurys haben ‹Die Besten› pro Kategorie gekürt und die Hasentrophäen in Gold, Silber und Bronze im Museum für Gestaltung in Zürich verliehen, das die Prämierten bis 7. Januar 2024 präsentieren wird. Hinzu kommen je zwei Anerkennungen.

Dieses Heft stellt die zehn Preisträger, die sieben Anerkennungen und 52 weitere Nominierungen vor. Hochparterre gratuliert! **Andres Herzog**

Impressum
36. Jahrgang. Gegründet 1988 von Benedikt Loderer und Köbi Gantenbein.
Verlag Hochparterre AG
Adressen Ausstellungsstrasse 25, CH-8005 Zürich, Telefon +41 44 444 28 88, www.hochparterre.ch, verlag@hochparterre.ch (Inserate, Abos, Bestellungen), redaktion@hochparterre.ch (redaktionelle Mitteilungen, Briefe). Für unaufgefordert eingesandte Texte und Bilder übernimmt der Verlag keine Verantwortung.
Geschäftsleitung Andres Herzog, Werner Huber
Heftleitung Andres Herzog
Redaktion Marcel Bächtiger, Ivo Bösch, Deborah Fehlmann, Andres Herzog, Urs Honegger, Roderick Hönig, Werner Huber, Tamino Kuny, Rahel Marti, Mirjam Rombach, Axel Simon, Maarit Ströbele, Jonathan Jäggi
Art Direction Antje Reineck
Gestaltung Barbara Schrag, Juliane Wollensack
Produktion Nathalie Bursać, Ursula Trümpy
Korrektorat Markus Schütz
Lithografie Team media, Gurtnellen
Druck Stämpfli AG, Bern
Verlag und Anzeigen Susanne von Arx, Dimitrj Egloff, Gabriela Projer, Sarah Schranz, Michael Volken; Lernende: Emina Mujevic
Hochparterre Online Urs Honegger
Hochparterre Wettbewerbe Ivo Bösch, Tamino Kuny
Edition Hochparterre Roderick Hönig
Abonnements www.hochparterre.ch / abonnieren
Preise Schweiz 1 Jahr (10 Ausgaben) Fr. 222.–*, 2 Jahre Fr. 377.–*; Studierende (Ausweis) 50 % Rabatt; Einzelverkaufspreis: Fr. 22.–* (* inkl. 2,5 % MwSt.), € 19.–
Adressänderungen hochparterre@edp.ch, Telefon +41 41 349 17 62
ISSN 1422-8742

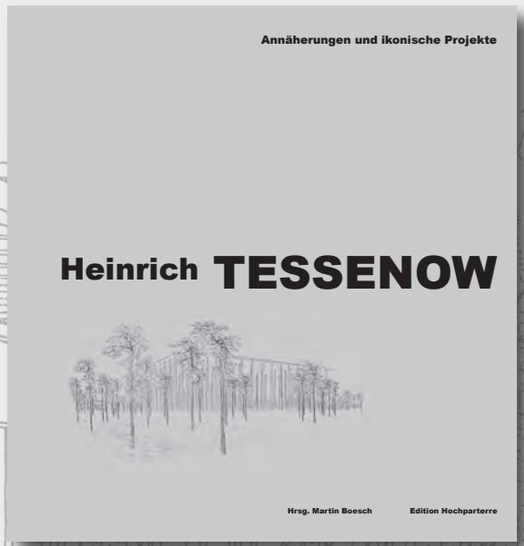


Nachhaltig unterwegs – seit 143 Jahren.

MEHR ALS EIN LIFT
SWISS MADE

EMCH Aufzüge AG | Fellerstrasse 23 | CH – 3027 Bern
T + 41 31 997 98 99 | info@emch.com | www.emch.com

«Einfachheit, die auf Dauer Bestand hat» Bernhard Schulz, ‹Tagesspiegel›



HOCH PART ERRE

Heinrich Tessenow.
Annäherungen und ikonische Projekte
Herausgeber: Martin Boesch
532 Seiten, über 1300 historische
und aktuelle Fotos, Abbildungen und Pläne
Format: 28,5 × 30 cm
Fr. 89.–
Bestellen bei edition.hochparterre.ch

Podcast
Erfahren Sie mehr über
das Buch im Podcast
‹Sach & Krach› mit Martin Boesch
über Heinrich Tessenow

Das Kaninchen

Jury

Baseli Candrian
Der Architekt Baseli Candrian (39) führt ein eigenes Architekturbüro in Zürich. Für den Neubau eines Mehrfamilienhauses in der Gemeinde Urdorf wurde er 2022 mit dem Kaninchen für das beste Erstlingswerk ausgezeichnet.

Martin Hofer
Der Architekt und Ethiker Martin Hofer (68) ist Mitgründer der Immobilienberatungsfirma Wüest Partner. Er ist seit 2008 selbständig tätig und amtet als Verwaltungsrat, unter anderem beim St. Galler Immobilienentwicklungsunternehmen Senn. Es stiftet seit 2019 das Kaninchen, den von Martin Hofer und Hochparterre 2019 ins Leben gerufenen, jährlich ausgerichteten Senn-Förderpreis für Architektur.

Theres Hollenstein
Die Architektin Theres Hollenstein (39) führt seit 2019 ein eigenes Büro in Zürich. Zuvor war sie Associate bei Edelaar Mosayebi Inderbitzin und unterrichtete an der ETH Zürich, an der EPFL und an der MSA in Münster. Zurzeit arbeitet sie an Ersatzneubauten und Sanierungen im Zürcher Siedlungsbau.

Barbara Strub
Die Architektin Barbara Strub (57) ist Partnerin im Büro Loeliger Strub in Zürich, das vor zwei Jahren für die Überbauung Moos in Cham den goldenen Hasen erhielt. Strub war in diversen Stadtbildkommissionen tätig. Seit 2019 ist sie Mitglied der Stadtbildkommission Bern.

Marcel Bächtiger
Hochparterre-Redaktor Marcel Bächtiger (47) leitete die Kaninchen-Jury. Der Architekturhistoriker betätigt sich nebenbei als Filmemacher, als Dozent für Film und Architektur an der ETH Zürich sowie als Lehrbeauftragter für Architekturgeschichte und -theorie an der Hochschule Luzern.

‹Stadtkind› mit einprägsamem Gesicht: Das Rosa der Fassade soll in Zukunft mit dem Grün von rankenden Pflanzen kontrastieren.

Norma Tollmann
Die Architektin Norma Tollmann (40) studierte an der Bauhaus-Universität in Weimar und am Pratt Institute in New York. Von 2010 bis 2018 arbeitete sie bei Buchner Bründler in Basel. 2017 bis 2022 unterstützte sie die Professorin Susanne Vécsey als Assistentin beim Masterstudiengang Architektur an der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW). Seit 2018 führt Norma Tollmann ein eigenes Architekturbüro in Basel.

Einfach konsequent

Norma Tollmann hat in Basel ein Wohnhaus für Familien gebaut. Das ‹Stadtkind Basel›, das Sparsamkeit mit Erfindungsreichtum kombiniert, erhält das Kaninchen, den Senn-Förderpreis für junge Architektur.

Text: Marcel Bächtiger, Fotos: Julian Salinas

Sie wollte ein Haus bauen, so kostengünstig und so ökologisch wie möglich. Mit wenigen, roh belassenen Materialien und einem Minimum an Haustechnik. Die Planung des Hauses, so stellte es sich Norma Tollmann vor, wäre ein partizipativer Prozess, Entscheide würden im Kollektiv gefällt. Und um die Baukosten tief zu halten, sollte die zukünftige Bewohnerschaft beim Bau selbst mit anpacken. Im Haus würde Tollmanns eigene Familie zusammen mit anderen Familien wohnen. Nachbarschaft, Austausch und Gemeinsinn würden grossgeschrieben.

Das alles formulierte Norma Tollmann im Jahr 2018. Es lässt sich nachlesen im Bewerbungsdossier, das sie damals gemeinsam mit ihrem Lebenspartner und zwei befreundeten Paaren – alles Architektinnen und Planer – zusammenstellte und bei der Stiftung Habitat einreichte. Die Bewerbung war erfolgreich, die Idee eines gemeinschaftlichen Hauses für Familien in der Stadt fand Anklang. Im Mai 2018 erhielt die Gruppe um Tollmann den Zuschlag für eine der Parzellen im Basler Entwicklungsgebiet Lysbüchel Süd, die die Grundeigentümerin Stiftung Habitat im Baurecht an verschiedene Baugruppen und Genossenschaften vergab. Für Norma Tollmann, damals noch Projektleiterin bei Buchner Bründler, war es nicht zuletzt ein Ticket in die Selbständigkeit.

Seit Sommer 2022 ist das Haus mit dem programmatischen Namen ‹Stadtkind Basel› fertiggestellt. Allerdings lebt keiner der damaligen Initiantinnen darin, auch nicht Norma Tollmann und ihre Familie.

Die Permanenz der Ideen

Die ursprüngliche Projektgruppe hatte sich ein Jahr nach der Baurechtsvergabe aufgelöst. Zu unterschiedlich seien die Vorstellungen darüber gewesen, was es heisse, ökologisch, kostengünstig und sozial zu bauen, erzählt Tollmann. Sie plante weiter, unterstützt von Stettler Architekten und ihrem dort angestellten Partner Knut Maywald, der später die Bauleitung übernehmen sollte. Aus der autonomen Baugruppe wurde in der Folge ein Hausverein unter dem Dach der Genossenschaft Miethäuser-Syndikat. «Wir merkten, dass uns Zeit und Know-how fehlten», sagt Norma Tollmann. «Zudem zeigte sich, dass der Anschluss an eine Genossenschaft Vorteile für die Finanzierung bringt. Die Anteilscheine wurden dadurch deutlich günstiger.» Im Verlauf der Projektierung stellten Tollmann und ihr Partner auch fest: Gleichzeitig Hausvereinsmitglieder, Architektin und Bauleiter zu sein, war enorm herausfordernd. Die sich überschneidenden Rollen erwiesen sich bei jeder anstehenden Entscheidung als Stolperstein. →

Eine Hülle aus Beton und Backstein fasst das Innenleben aus Holz.

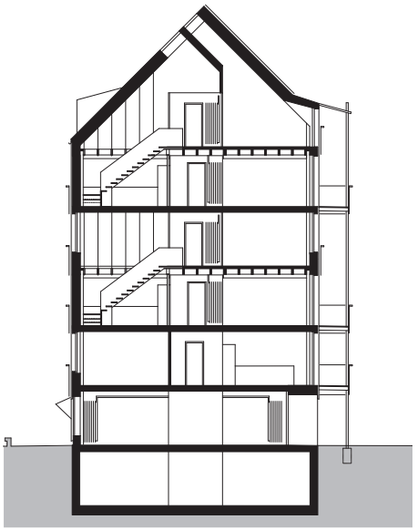
→ «Wir haben zugunsten der Sache einen Hut abgesetzt», sagt Tollmann. Dass sie heute die Architektin des Hauses, aber nicht seine Bewohnerin ist, erzählt sie ohne Gram. Denn: «Dem Projekt hat es gutgetan.»

Man kann diese Entwicklung als Geschichte einer Ernüchterung lesen, vielleicht auch als zwangsläufige Justierung allzu idealisierter Vorstellungen von Kollektivität und Partizipation. Gleichzeitig ist es auch eine Geschichte über die Permanenz von Ideen und über das hartnäckige, hellsichtige und letztlich erfolgreiche Verfolgen eines klar umrissenen Ziels.

Ein sparsames und reichhaltiges Haus

«Wir haben versucht herauszuholen, was möglich war – kostentechnisch, in puncto Nachhaltigkeit, aber auch räumlich», sagt Tollmann. «Es war ein ständiges Abwägen.» Die Parzellengrösse, kombiniert mit der naheliegenden Wahl einer Zweispännertypologie, gab die ungefähre Grösse der Wohnungen vor. Im Rahmen dieser Vorgaben hätten sie jeden Quadratmeter ausgequetscht. «Bei jedem kleinen Detail fragten wir uns, ob es noch ökologischer und noch sparsamer oder ganz ohne geht. Brauchen wir zwei Schächte, oder geht es auch mit einem? Braucht es eine Bodenheizung, oder reicht ein zentraler Heizungsstrang?» Für Aussenstehende mag sich das nach freudlosen Sparübungen anhören. Weil aber Sparsamkeit beim ‹Stadtkind Basel› auch strukturelle Effizienz heisst und weil diese Effizienz mit einem Sinn für Räume und Raumbeziehungen, für Materialien und Atmosphäre einhergeht, ist das resultierende Haus nicht einfach nur sparsam, sondern gleichzeitig auch überraschend und reichhaltig. →

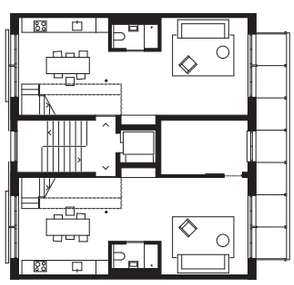
Raumnischen, Stahlstütze und Treppe beleben den Wohnraum im unteren Geschoss der Maisonettewohnung.



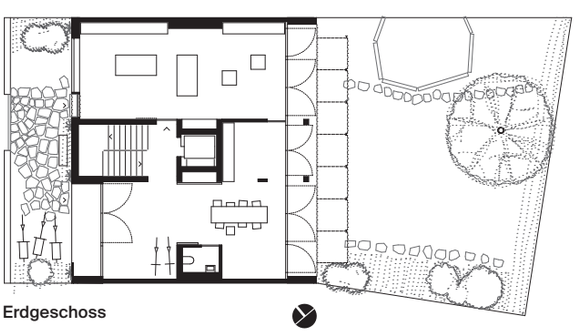
Schnitt

0 5 10 m

3. Obergeschoss



2. Obergeschoss



Erdgeschoss

Überraschende Dachraumlandschaft im obersten Geschoss

Situation

Roh belassene Materialien schaffen eine warme Atmosphäre.

Die Balkone verleihen der Hoffassade räumliche Tiefe.

Wohnhaus ‹Stadtkind Basel›, 2022
Beckenweg 9, Basel
Architektur: **Norma Tollmann Architektin, Basel**
Bauherrschaft: **Mietshäuser Syndikat, Basel**
Bauleitung und Kostenplanung: **Stettler Architekten, Knut Maywald und Martin Stettler**
Kosten (BKP 1–9): **Fr. 3,3 Mio.**

Die Jury sagt

Initiative und Engagement

Mit dem Wohnhaus ‹Stadtkind Basel› gelingt Norma Tollmann ein eigenständiger und durchdachter Beitrag zur Frage des ökologischen und kostengünstigen Wohnens in der Stadt. Auf einer schmalen, von der Stiftung Habitat im Baurecht vergebenen Parzelle im Quartier Lysbüchel Süd, bietet das Wohnhaus Platz für sechs Familien sowie einen Gewerbe- und einen Gemeinschaftsraum im Erdgeschoss. Aus der Reduktion der Mittel und Materialien entwickelt Tollmann auf begrenztem Raum ein reiches Innenleben. Die klug proportionierten Wohnungen sind in einem einfachen Ausbaustandard gehalten, bieten aber einen hohen Wohnwert und die Möglichkeit individueller Aneignung und Gestaltung. Überzeugend ist neben dem entwerferischen Handwerk das Engagement der Architektin, die nicht nur das Projekt gezeichnet, sondern auch die Baugruppe initiiert und das Programm formuliert hat.

→ Als Zweispänner organisiert, weist das schmale Stadthaus ganz unterschiedliche Geschosse auf. Auf das Erdgeschoss mit Gewerberaum und einer gemeinschaftlich nutzbaren, zur Strasse und zum Garten hin offenen Eingangshalle folgt das erste Geschoss mit einer Dreizimmerwohnung und einem Studio. Über das zweite und dritte Geschoss erstrecken sich zwei Maisonetten, mit Küche und Wohnraum im unteren und Zimmern im oberen Stock. Die Zimmer sind bescheiden in der Fläche, dafür ist der Familienraum grosszügig. Im vierten Geschoss betritt man nochmals zwei Maisonetten, die nach dem gleichen Prinzip funktionieren, wobei das obere Stockwerk hier unter dem Schrägdach liegt. Geometrisch ausgefeilt, ist der gesamte Dachraum nutzbar und bietet viele Möglichkeiten für den Einbau von Schlafgalerien und Ähnlichem.

Die Maisonettewohnungen sind als zweigeschossige Hallen konzipiert. Betondecken braucht es deshalb nur auf jedem zweiten Geschoss, die «innerfamiliären» Decken sind wie die Zimmertrennwände in Holz ausgeführt. Ausserdem – eins der vielen kleinen Details, die Kosten gespart haben – konnten zwei Liftstopps weggelassen werden. Das schränkt zwar die Flexibilität ein und funktioniert am besten für Familien. Dass das Haus in Familienhänden bleibt, ist aber Teil der Idee und vertraglich festgehalten: Wenn die Kinder ausgezogen sind, ziehen auch die Eltern aus, und eine neue Familie soll sich an der kindergerechten Wohnung erfreuen. Sparnebeneffekt: Teure und selten genutzte Schaltzimmer mit Betonwänden und zwei potenziellen Türöffnungen braucht es nicht.

Die unterschiedlichen Baumaterialien werden, so formuliert es Tollmann, nach ihren Talenten eingesetzt: so wenig Beton wie möglich und so viel wie nötig. Und wo es keine Holzwände sein können, aber auch keine Betonwände sein müssen, da hat es Mauerwerk. Die Ziele Ökologie und Kostengünstigkeit ergeben zusammen die für das ‹Stadtkind Basel› typischen Innenräume aus wenigen roh belassenen Materialien: Wände aus Holz oder Ziegeln oder Beton, ein erdig anmutender Boden. «Das hat Wärme, das hat Charakter», sagt Norma Tollmann. «Warum muss alles 2,5 Meter hoch und weiss gestrichen sein? Wir müssen uns viel mehr trauen.»

Der kritische Impetus

Norma Tollmann ist ein kritischer Geist, und kritisch ist sie nicht zuletzt gegenüber dem eigenen Projekt und der Entwicklung des Quartiers Lysbüchel. Blicke sie heute auf den bunten Blockrand mit all den neuen Stadthäusern von verschiedenen Genossenschaften und Baugruppen, dann vermisse sie die soziale Durchmischung. Wohnten da nicht überall die gleichen gut gebildeten und gut verdienenden Menschen? Und wohnten sie nicht in den gleichen konventionell gebauten und ausgebauten Häusern wie anderswo auch? Aus ihrer Sicht wäre auch beim eigenen Projekt viel mehr möglich gewesen: mehr Eigenleistung, mehr Improvisation, mehr Experiment. Doch weder Genossenschaft noch Bewohner hatten ein Interesse daran, die Küchen selbst zu zimmern; keine Familie wollte die doppelgeschossige Halle im Rohbau übernehmen und selbständig ausbauen; niemand konnte sich etwas anderes vorstellen als die herkömmliche Aufteilung in Zimmer, Wände und Türen.

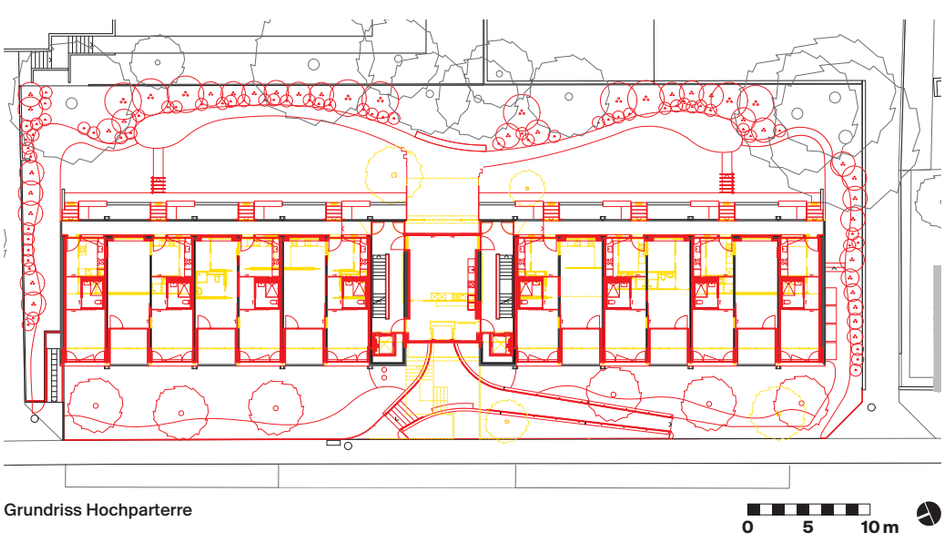
Im vergangenen Frühling lud die Basler ‹ArchitekturBar› zur Diskussion über vier neue Bauten auf dem Lysbüchel-Areal, darunter auch Tollmanns Projekt. ‹Vier radikale Wohnbauten› lautete der Titel der Veranstaltungsreihe. «Was hier gebaut worden ist und wie hier gelebt wird, ist doch gar nicht radikal», sagt Norma Tollmann kopfschüttelnd. «Vielleicht waren wir einfach konsequent.» ●

Treppen, Bänke und Kieswege machen aus ungenutztem Abstandsgrün einen lauschigen Garten.

Seit die Hauseingänge im Untergeschoss liegen, dient der Zwischenbau als Gemeinschaftsraum.

Die Wohnungen sind geräumiger und heller als früher.

Querschnitt



Grundriss Hochparterre

1960er-Jahre, nur besser

An einer Quartierstrasse in der Basler Gemeinde Riehen stehen zwei kleine Wohnblöcke, wie man sie in der Schweiz häufig antrifft: drei Etagen unter einem Flachdach, Brüstungsbänder aus Beton, fensterlose Stirnfassaden. Allerdings sieht die Alterssiedlung des Landpfrundhauses Riehen Bettingen frischer aus als viele ihrer Artgenossen. Der Beton ist sandgestrahlt, und wo Betonelemente fehlen, zieren Quadrate in zwei Blautönen den Fassadenputz. Vor den Fenstern hängen gelbe Stoffmarkisen.

Den Eingang vermutet man im flachen Zwischenbau. Doch statt ins verglaste Hochparterre aufzusteigen, taucht der Zugangsweg zwischen Stauden und Blumen ab. Der Architekt Pascal Wassmann hat die Haustüren beim Umbau ins Untergeschoss verlegt. Die Häuser haben dadurch einen wettergeschützten Zugang, zugleich muss der Raum darüber nicht mehr als Ein- und Durchgangsbereich dienen. Nun feiern die Bewohnerinnen und Bewohner der 20 Wohnungen hier Geburtstage oder essen zusammen Raclette.

Der Dreh mit dem Eingang ist eine von vielen unaufgeregten, aber klugen Veränderungen, mit denen Wassmann den Häusern ihr räumliches Potenzial entlockt hat: Früher trennten die Laubengangbrüstungen die Wohnungen vom rückwärtigen Garten. Neu gelangen die Bewohner des Hochparterres über wenige Betonstufen von der Wohnung ins Grün. Zur Strasse hin hatten zwar alle Zimmer Balkone, doch die waren kaum tief genug für ein paar Blumentöpfe. Jetzt gibt es nur eine Loggia pro Wohnung – wo aber nebst Blumen auch Kinder und Enkelkinder Platz finden.

Am meisten gewonnen haben die Grundrisse, die zuvor verwinkelt und schlecht belichtet waren. Die tragenden Backsteinschotten sind erhalten geblieben, die Räume dazwischen hat Wassmann umorganisiert. Zwischen zwei Schotten hat er jeweils am Laubengang die Küche platziert, an der Gartenfassade ein Zimmer und in der Mitte das Bad. Die kleinsten Wohnungen sind damit bereits komplett. Bei den grösseren liegt zwischen zwei weiteren Schotten ein durchgehender Wohnraum, der vormittags über ein Glasbausteinfeld am Laubengang und nachmittags über die Loggia Licht erhält.

Die Glasbausteine wirken an den 1960er-Jahre-Bauten selbstverständlich – tatsächlich sind auch sie eine Erfindung Pascal Wassmanns. Se non è vero, è ben trovato: Was original ist und was nicht, spielt keine Rolle, wenn das Resultat überzeugt. **Deborah Fehlmann, Fotos: Barbara Bühler**

Umbau Alterswohnungen, 2022
Bäumliweg 30, Riehen BL
Bauherrschaft: **Landpfrundhaus Riehen Bettingen, Riehen**
Auftragsart: **Projektwettbewerb im offenen Verfahren, 2019**
Architektur: **Pascal Wassmann Architekten, Zürich**
Landschaftsarchitektur: **Alsina Fernández Landschaft Architektur, Zürich**
Gesamtkosten (BKP 1–9): **Fr 7,4 Mio.**

Kontroverse um Ersatz

Die Habitat 8000 ersetzt ihre Wohnsiedlung in Zürich-Affoltern. Doch der Ersatz ist umstritten. Studien im Vorfeld des Verfahrens haben gezeigt: Nachverdichtung wäre möglich.

Hochparterre Wettbewerbe
Schweizer Fachjournal für Architekturwettbewerbe,
Fr. 44.–, im Abo Fr. 198.–; hochparterre-wettbewerbe.ch

HOCH
PART
ERRE

Sach & **Krach**

Robin Winogrond
über den ‹Anderen Park›
in Heidelberg.

Mit freundlicher Unterstützung von Electrolux

HOCH
PART
ERRE

Architektur

Jury

Marianne Baumgartner
Die Architektin Marianne Baumgartner (39) hat an der ETH Zürich studiert und gründete 2014 gemeinsam mit Luca Camponovo das Büro Camponovo Baumgartner mit Sitz in Zürich und Bern. Seit Herbst 2023 sind beide als Gastprofessoren an der EPFL tätig.

Ron Edelaar
Der Architekt Ron Edelaar (47) ist Mitinhaber des Zürcher Büros Edelaar Mosayebi Inderbitzin, das 2010 gegründet wurde und im vergangenen Jahr den Hasen in Gold erhielt. Seit 2020 ist Ron Edelaar Dozent für konstruktives Entwerfen an der ZHAW in Winterthur.

Matteo Inches
Der Architekt Matteo Inches (39) studierte an der Accademia di Mendrisio. 2010 gründete er sein eigenes Architekturbüro in Locarno, das er seit 2017 zusammen mit Nastasja Geleta führt. Er war Vorstandsmitglied beim BSA Tessin und bei der Conferenza delle Associazioni Tecniche del Cantone Ticino.

Kristina Sylla Widmann
Die Architektin Kristina Sylla Widmann (49) absolvierte ihr Studium in Montreal. Seit 2007 ist sie Co-Leiterin des Architekturbüros Widmann in Genf, das 2019 in Sylla Widmann Architectes umbenannt wurde. Seit 2019 ist sie Mitglied im Komitee des BSA in Genf und im SIA, Sektion Genf.

Andres Herzog
Hochparterre-Redaktor Andres Herzog (39) hat die Architekturjury zum siebten Mal geleitet. Er studierte Architektur an der ETH Zürich. Seit 2019 ist er Heftleiter bei Hochparterre, seit 2021 Co-Geschäftsleiter. 2021 gab er bei Edition Hochparterre das Buch ‹Klima bauen› heraus.

«Der Umbau macht uns kreativer»

Die Umnutzung des alten Weinlagers in Basel spart graue Energie und schafft architektonische Dynamik. Für diese zukunftweisende Transformation bekommen Esch Sintzel den Hasen in Gold.

Interview:
Andres Herzog

Das ehemalige Weinlager in Basel in ein Wohnhaus zu verwandeln, war ein Kraftakt. Der Architekt Marco Rickenbacher hielt als verantwortlicher Partner bei Esch Sintzel die Fäden in der Hand.

Wer umbaut, muss den Bestand verstehen. Wie sind Sie vorgegangen beim Umbau des Weinlagers? Was haben Sie vom Altbau gelernt?

Marco Rickenbacher: Wir haben zum ersten Mal eine grosse Transformation geplant. Weder das Architektenteam noch die Bauherrschaft wusste genau, wie man das macht. Wir haben den Bestand lange analysiert. Zum Glück hatten wir gute Pläne, weil in Basel alle Ingenieurspläne bis in die 1990er-Jahre beim Staatsarchiv abgegeben wurden.

Gab es auf der Baustelle keine Überraschungen, weil die Pläne nicht stimmten?

Doch. Aber wir hatten einen ausführlichen Bericht über den Zustand des Gebäudes. Das Haus hatte bereits zwei Leben: Ursprünglich war es eine Weinfabrik, in den 1970er-Jahren wurde es zum Logistikzentrum umgebaut. Das war eine halsbrecherische Statik, das Haus wurde überformt. Schon früh haben wir deshalb mit dem Bauingenieur zusammengearbeitet, um die Tragstruktur zu verstehen. Wir suchten etwas, mit dem wir Freundschaft schliessen konnten. Also setzten wir die Pilzstützen ins Zentrum der Räume – ähnlich wie bei den ägyptischen Tempeln.

Die Stützen als Mitbewohner zu behandeln, war ein radikaler Schritt. Wie hat die Bauherrschaft reagiert? In dem Haus sollten ja nicht nur Architekten wohnen.

Die Bauherrschaft war überrascht, bis zum Schluss. Jedes Mal, wenn neue Personen von der Stiftung während der Planung dazukamen, waren sie irritiert. Aber sie haben auch gesehen, dass die Stützen nicht schlecht stehen. Obwohl wir das 19 Meter tiefe Gebäude um zwei Meter zurückgeschnitten haben, waren die Wohnungen schmal und lang – die Stützen helfen, diese Räume zu gliedern.

Die extremeren Momente im Haus erzeugen eine architektonische Reibung. Ist der Umbau eine Chance für eine Architektur, die man sonst nicht bauen würde?

Dank der Planung mittels BIM haben wir schon am Computer gemerkt, dass da etwas passiert. Aber was diese Ausnahmesituationen räumlich auslösen, haben wir erst auf der Baustelle wirklich erfahren. Wir waren froh, aus den Konventionen im gemeinnützigen Wohnungsbau ausbrechen und etwas Skurriles, Überraschendes, Anderes bauen zu können. Der Umbau macht uns Architekten kreativer als das Bauen auf der grünen Wiese. Plötzlich ist ein Wohnzimmer höher als breit. Diese extremen Momente gibt es nur im zweiten Obergeschoss, das wir nicht abgebrochen haben. Mit dem Resultat, dass manches überrascht. Wir hatten Glück, dass die Bauherrschaft dies als Qualität verstand, obwohl sie ein konventionelles Raumprogramm bestellt hatte.

Das liegt auch daran, dass Sie die raue Struktur mit feinen und verspielten Elementen kombinieren. War das von Anfang an eine Strategie, um die Räume wohnlicher zu machen?

Ja, auf jeden Fall. Als Architekten versuchen wir, Wohnungen zu planen, die dem Leben entsprechen. Wir haben alles bis zur Küche entworfen. Der Anhydritboden ist honigfarben, die Sockelleisten sind aus Holz, die Rundstützen in der Fassade laden zum Umarmen ein. Zusammen mit Andrea Burkart haben wir ein Farbkonzept entwickelt; Farbe kostet wenig und macht uns grosse Freude. →

Für die Umnutzung wurde die Struktur des ehemaligen Weinlagers in Basel auf beiden Seiten um rund einen Meter zurückgeschnitten. Foto: Esch Sintzel

Neue Rundholzstützen ergänzen die mächtigen Betonstützen, die aus dem Bestand stammen und mitten im Wohnraum stehen. Foto: Paola Corsini

Der Architekt Marco Rickenbacher blickt auf die Metallfassade, die an die industrielle Vergangenheit auf dem Areal erinnert. Foto: Derek Li Wan Po

→ Wichtig war uns auch die Autonomie der Elemente, die alle eine Geschichte aus einer anderen Zeit erzählen. Aber zusammen muss es ein friedliches Miteinander werden.

Sie haben stark in die Struktur eingegriffen, die Fassade abgeschnitten, die Stirnseiten neu betoniert. Wie viel konnten Sie schliesslich erhalten, wie viel ist neu?

Weiterbauen ist mehr, als graue Energie einzusparen. Ich habe viel Lucius Burckhardt gelesen, der über die geerbte Identität schrieb und meinte: Ein umgebautes Haus ist wertvoller als ein Neubau, weil es die Anpassungsfähigkeit schon bewiesen hat. Aber klar, es geht auch um Zahlen. Wir mussten stark in die Struktur eingreifen wegen der Baulinien, der Belichtung, des Städtebaus. Um die Erdbebensicherheit zu gewährleisten, haben wir die Struktur in die zwei neuen Stirnseiten eingespannt. Unterm Strich ist die Hälfte der Struktur alt, die Hälfte neu.

Was bedeutet das für die Ökobilanz?

Wir haben im Bauprojekt viel gerechnet. Die Struktur hat am meisten Einfluss. Weil das Haus kompakt und tief ist, haben wir uns für eine Glasfassade entschieden, die ins Gewicht fällt. Die Schlussrechnung ergibt, dass wir gegenüber einem Neubau 40 Prozent der grauen Energie einsparen. Das liegt auch an den Untergeschossen, die es eigentlich nicht bräuchte und wo wir nun eine Tiefgarage für das ganze Lysbüchel-Süd-Areal und Proberäume für Bands eingerichtet haben.

Warum ist die Aufstockung nicht aus Holz konstruiert?

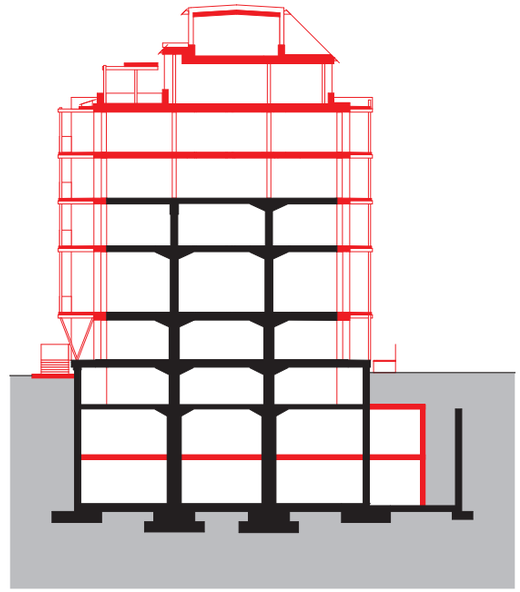
Einerseits war das Achsmass der Struktur nicht dafür geeignet. Andererseits war es auch ein Entscheid, um Kosten zu sparen. Wir machen schon viel für die Ökologie: Das Haus ist Minergie-P-Eco zertifiziert, energetisch soll es möglichst autark funktionieren. Wir wussten, der Umbau mit der Erdbebenertüchtigung kostet Geld. Trotzdem durfte er nicht teurer werden als ein Neubau. Wir wollten einen ökologischen Beitrag leisten, der auch ökonomisch funktioniert. Sonst bleibt er eine Ausnahme.

Re-Use ist in aller Munde. Warum konnten Sie keine abgebrochenen Bauteile wiederverwenden?

Das Thema hat uns interessiert. Wir wollten einen Teil der 1970er-Jahre-Bleche wiederverwenden für die Stirnfassaden. Doch die Farbe umzuspritzen, wäre fünf Mal teurer gewesen als ein neues Blech, und die Unterkonstruktion wäre aufwendiger geworden. Also überliessen wir die Bleche dem Büro in situ, das sie für den Umbau der Elys-Halle im Quartier nutzen konnte. Die Metallstützen der Aufstockung aus den 1970er-Jahren konnten wir leider auch nicht wiederverwenden, weil sie beim Abbrechen zu stark verformt wurden. Das war schade: Wir hatten schon die Details dafür entworfen. Auch die Grösse des Hauses war ein Problem. Wir hatten alte Platten für die Dachterrasse gefunden, aber in zu kleinen Mengen. Zudem waren die neuen innerhalb von zwei Wochen lieferbar. Weil wir unter Zeitdruck standen, entschieden wir uns für die neuen.

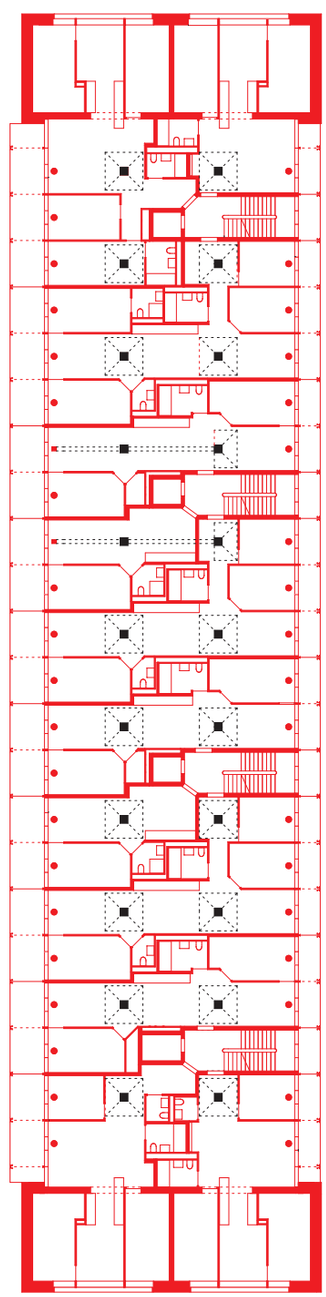
Ein Umbau ist ein Prozess. Was heisst das für die Arbeit der Architekten? Wie haben Sie geplant und entworfen?

Umbauen ist anspruchsvoller, weil man auf der Baustelle reagieren muss. Die Planung mittels BIM war hilfreich, weil wir schon im Studienauftrag einen 3-D-Scan vom ganzen Gebäude erhalten hatten. Trotzdem braucht es Rückstellungen, um auf Überraschungen reagieren zu können. Die Fundation war oft anders als auf den Plänen. Wir entschieden zusammen mit der Bauherrschaft auf der Baustelle, welche Bereiche der Betonstruktur wir sandstrahlen, welche wir roh belassen und welche wir ausbessern wollten. Die neuen Oberflächen sind unbehandelt. So erzählt das Haus seine Geschichte. Wir haben das Haus immer wieder befragt: Was brauchst du? Was ist nötig?



Querschnitt

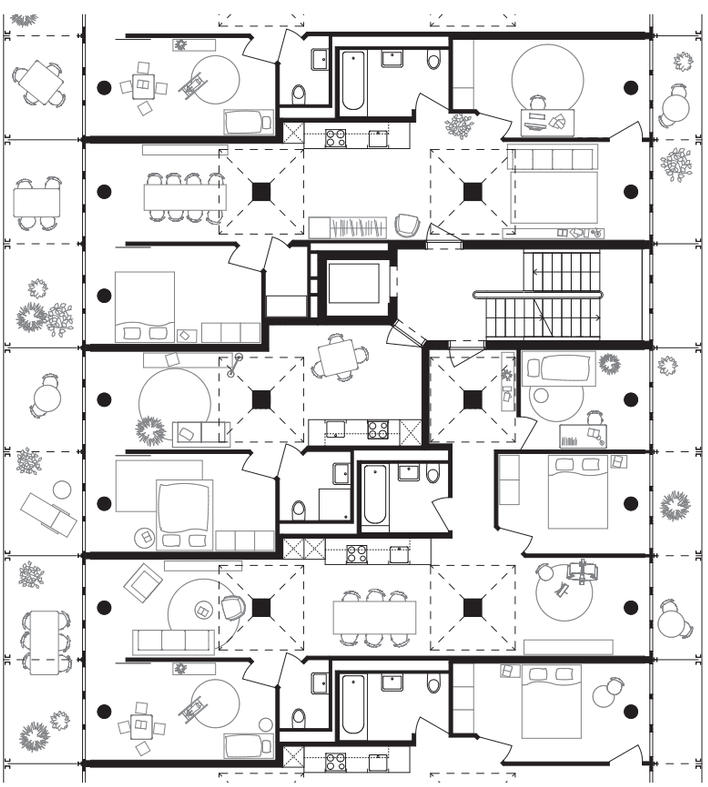
0 5 10 m



1. und 2. Obergeschoss

Umnutzung ‹Wohnen im ehemaligen Weinlager›, 2023
Weinlagerstrasse 11, Basel
Bauherrin: **Stiftung Habitat, Basel**
Architektur: **Esch Sintzel, Zürich; Mitarbeit: Laurent Burnand (Projektleitung), Seraina Spycher (Projektleitung), Laura Zgraggen (Projektleitung), Nahuel Barroso, Andreas Hasler, Luca Helbling, Witold Kabirov, Xijie Ma, Nadja Moser, Eva-Maria Nufer, Johannes Senn, Marco Rickenbacher (verantwortlicher Partner)**
Baumanagement, Bauleitung: **Proplaning, Basel**
Landschaftsarchitektur: **Stauffer Roesch, Basel**
Bauingenieurwesen: **Aerni + Aerni, Zürich; Aegerter Bosshardt, Basel**
Bauphysik, Akustik: **Gartenmann Engineering, Basel**
HLK-Planung und Fachkoordination: **Bogenschütz, Basel**
Sanitärplanung: **Technik im Bau, Luzern**
Elektroplanung: **Edeco, Aesch**
BIM-Koordination: **Kaulquappe, Zürich**
Signaletik: **Büro Berrel Gschwind, Basel**
Farbberatung: **Archfarbe, Andrea Burkhard, Zürich**
Auftrag: **Studienauftrag im selektiven Verfahren, 2018**

Esch Sintzel Architekten
Im Jahr 2008 gründeten Philipp Esch (55; l.) und Stephan Sintzel (53; Mitte) ihr Architekturbüro in Zürich. Heute führen sie es gemeinsam mit Marco Rickenbacher (39; r.), Eva-Maria Nufer (42; 2. v. r.) und ChristianOtt (34; 2. v. l.). 2018 erhielt das Büro den Hasen in Bronze für die Wohnüberbauung Maiengasse in Basel, 2013 den Hasen in Gold für die Wohnüberbauung Brunnmatt Ost in Bern und 2012 den Hasen in Bronze für die Fussgängerverbindung Plessur–Halde in Chur.



Ausschnitt Grundriss 1. Obergeschoss

0 5 m

Lysbüchel-Areal

Die Baubranche spricht viel von CO_2-Zahlen. Aber am Ende muss ein Blitz von der Architektur auf den Betrachter übergehen, wie Andreas Ruby neulich meinte. Ist das umgebaute Weinlager ein Beispiel für starke Klimaarchitektur, die Laien wie Profis begeistern kann?
Auch ohne Klimawandel wäre ein Umbau spannender als ein Neubau. Der architektonische Reichtum eines Umbaus hat uns mehr interessiert als der Bau des nachhaltigsten Hauses. Manche Re-Use-Projekte wirken stark collagiert, als wären sie eine Zwischennutzung. Wir haben zum Teil ein paar Abstriche gemacht bei der Ökologie, um die Einheit der Architektur zu stärken.
Das ist die erste Umnutzung von Esch Sintzel. Werden Sie nun zu grossen Umbauern?
Das kann sein. In Glarus nutzen wir ein 150-jähriges Haus um. Wir haben soeben einen Wohnungsbauwettbewerb gewonnen, bei dem ein Ersatzneubau bestellt war und wir die eine Hälfte des Bestandes in den Neubau integrieren. Uns interessiert weniger, was am Bestand denkmalpflegerisch wertvoll ist, sondern mehr, was brauchbar ist. Mir war der Ruf nach einem Abbruchmoratorium deshalb immer suspekt. Vielleicht brechen wir auch mal einen Hausteil ab, um städtebaulich etwas zu heilen.
Erlebt der Umbau in der Schweiz gerade eine Renaissance? Oder sind das Einzelobjekte, während immer noch sehr viel abgerissen wird?
Es passiert etwas. Bauherren setzen auf Umbau, auch aus politischen Gründen, um die Nachbarschaft zu erhalten. Und wir haben die Maschinen und Techniken, um Häuser zu ertüchtigen. Aber es braucht politische Rahmenbedingungen dafür. Am besten führt man Grenzwerte für graue Energie ein wie einst für Betriebsenergie. Dann können wir Architekten kreativ mit dem Bestand umgehen.
Wozu würden sie Architekten in diesem Punkt raten?
Alte Strukturen zu erhalten, ist kein Kinderspiel. Man muss sich mit dem Bauherrn auf ein Abenteuer einlassen. Davon haben wir uns in den vergangenen Jahren stark verabschiedet beim Planen, weil alle schon am Anfang wissen wollen, was es kosten und wie es funktionieren wird. ●

Die Jury sagt

Meilenstein der Umbaukultur

Die Umnutzung zeugt von einer Aufbruchstimmung in der Architektur – gegen den Abbruch und für den Bestand. Sie erhält den Genius Loci, spart viel graue Energie ein und erzeugt eine architektonische Spannung zwischen Alt und Neu, die ein Neubau nicht freisetzen würde und die insbesondere im Wohnungsbau bemerkenswert ist. Die kräftigen Räume lehren: Der Umbau ist eine Chance für Abwechslung. Die Architektur überzeugt dank einer starken Idee für das grosse Ganze und einer beachtlichen Kontrolle im Detail. Trotz der rigiden Struktur ist die räumliche Vielfalt der Wohnungen beträchtlich. Das Haus bereichert die Nachbarschaft mit halböffentlichen Räumen vom Keller bis zur Dachterrasse. Und es verdichtet einen Ort mit bezahlbarem Wohnraum. So wirkt das Projekt auf verschiedenen Ebenen als Wegweiser für eine umsichtige Baukultur.

Weil die Schüler von allen Seiten zum Schulhaus kommen, gibt es keinen Haupteingang, sondern Zugänge rund um das Gebäude.

«Wichtig ist, was wir bewirken können»

Das Schulhaus Wallrüti in Winterthur gilt als Modell einer Klimakrisenarchitektur: Dafür erhält das Büro Schneider Studer Primas den silbernen Hasen.

Text:
Axel Simon
Fotos:
Nik Spörri

Jens Studer hat das Schulhaus Wallrüti entworfen. Wir haben mit ihm über Radikalität in der Architektur gesprochen und darüber, wie sie Menschen verbindet.

Ihre Projekte haben einen radikalen Ansatz. Warum braucht es radikale Architektur?

Jens Studer: Es geht ja nicht nur darum, die Bedürfnisse des Auftraggebers zu erfüllen, sondern auch darum, einen Mehrwert für die Stadt und die Menschen zu schaffen. Das ist uns wichtig. Allerdings: Nur weil etwas ungewohnt ist, ist es nicht gleich radikal.

Als Sie 2016 für das Quartier Zwicky-Süd den goldenen Hasen bekamen, lobte die Jury, Sie hätten «das Programm radikalisiert und Typologien erfunden».

Dort gab es kein Raumprogramm im eigentlichen Sinn. Später kam dann die Genossenschaft Kraftwerk hinzu, die an Innovation und ungewöhnlichen Wohnformen interessiert ist. Das hilft.

Wie ist die Radikalität in den Entwurf des Schulhauses Wallrüti gekommen?

Wir interpretieren das Wettbewerbsprogramm und suchen nach Dingen, die nicht drinstehen. Im Falle des Schulhauses Wallrüti war das Budget für das geforderte Programm absurd klein. Beim Blick auf die Excel-Liste mit den Kennwerten kam mir die Idee, die Erschliessung durch die Aussengeschossfläche zu lösen. Beim Kostenvergleich erscheint die nämlich nicht.

Die Excel-Tabelle als Auslöser?

Im Prinzip ja. Das Risiko war gross, aber das Konzept stark. Die Kosten zu optimieren, reicht natürlich nicht. Es ist ein Haus, in dem Jugendliche unterrichtet werden, und das muss eine Qualität haben. Ich habe mich an Jan Duikers Freiluftschule erinnert, die ich während des Studiums in Holland gesehen hatte. Dort konnte man die Zimmer ganz öffnen, auch im Winter. Das hat mich beeindruckt. Wir haben dann Schulzimmer mit grossen Faltfenstern entworfen, die man über die ganze Breite hätte öffnen können.

Das war der Bauherrschaft dann zu radikal?

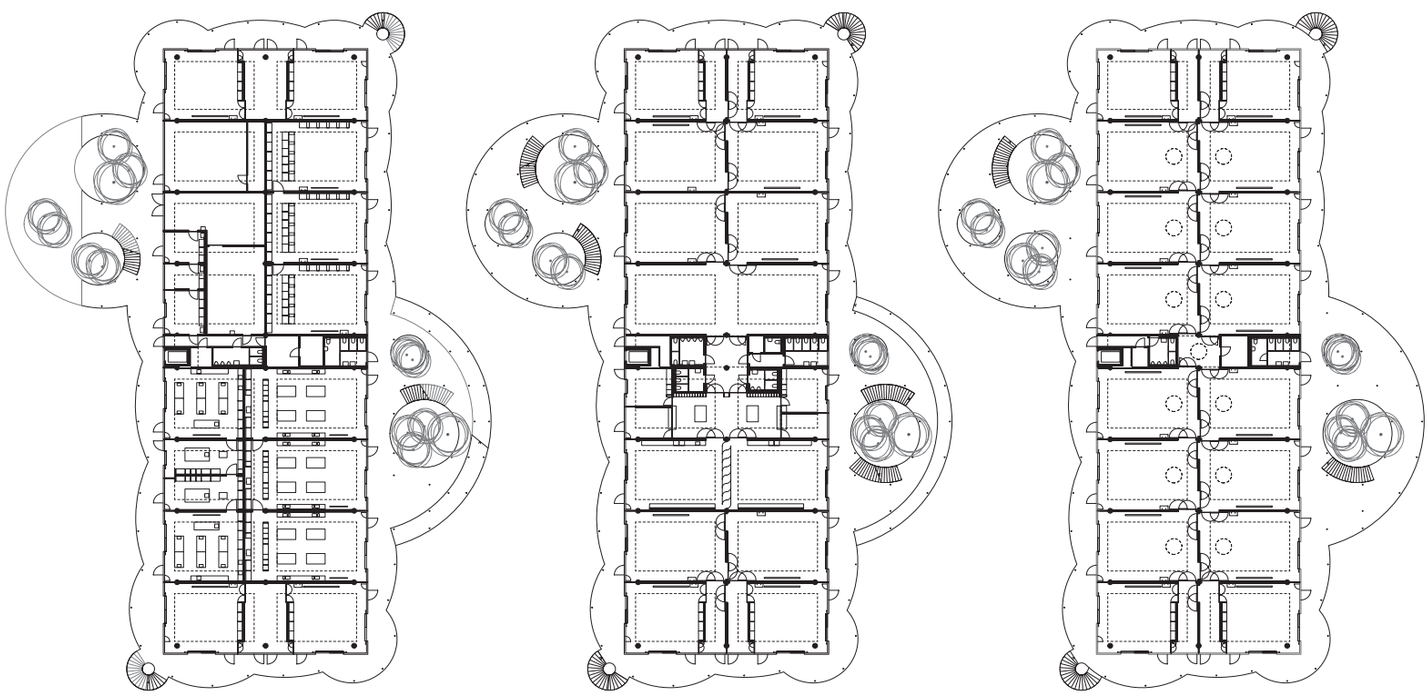
Um die Fenster haben wir mit dem Schulamt Winterthur lange gerungen. Als wir ein gutes System gefunden hatten, hiess es: Plant Fensterarbeitsplätze! Kaum hatten wir umgeplant und die Faltfenster gestrichen, brauchte es die Fensterarbeitsplätze sonderbarerweise nicht mehr. →

Architekt Jens Studer: «Es geht auch darum, einen Mehrwert für die Stadt und die Menschen zu schaffen.» Foto: Anne Morgenstern

Über Flügeltüren an den Ecken lassen sich die benachbarten Klassenzimmer miteinander verbinden.

Die rundum verlaufenden Laubengänge sind Erschliessung, Pausenplatz und potenzieller Unterrichtsraum in einem.

Laubengänge wie Gärten: Bäume wachsen durch Öffnungen, Pflanzen ranken Brüstungen hoch.



→ **Was genau ist radikal am Schulhaus Wallrüti?**
Es gibt keinen Haupteingang und keine zentrale Eingangshalle mit Treppe nach oben. Stattdessen hat das Schulhaus rundherum Treppen, denn die Schüler kommen von allen Seiten. So betreten sie direkt den Bereich, in dem sich ihr Zimmer befindet. Das ist aber nicht radikal, sondern ziemlich selbstverständlich.

Nun, Sie kippen einige Konventionen im Schulhausbau.
Heutige Konventionen, ja, Schweizer Konventionen. Aber in anderen Ländern gibt es andere. Und eigentlich ist es ein ganz normales Schulhaus.

Nein, ist es nicht. Es sieht auch anders aus. Man hat den Eindruck, dass Sie bei einem Entwurf nicht von einem Bild ausgegangen sind. Die Erscheinung Ihrer Häuser entsteht aus den von Ihnen überspitzten Bedingungen. Das Schulhaus ist gebaut wie ein Industriebau. Es sieht sperrig aus, unsentimental.
Richtig, wir gehen nicht von einem Bild aus. Wichtig ist uns der Inhalt. Das, was wir mit Architektur bewirken können. Ich bin überzeugt, dass Gebäude einen Einfluss auf uns Menschen haben, die Räume, in denen wir uns aufhalten, wohnen und arbeiten. Das prägt uns, im Guten wie im Schlechten. Wir versuchen, Menschen zusammenzubringen. Bei unserem genossenschaftlichen Wohnungsbau Holunderweg aus dem Jahr 2018 dienen zum Beispiel ovale Höfe als Kommunikationsräume. Manche finden das unangenehm. Ich nicht, und ich wohne selber dort. Es verbindet die Menschen.

Bei der Schule sind es die Laubengänge, die die Menschen zusammenbringen. Ihre geschwungene Form ist auch für die Erscheinung des Hauses wichtig. Wie ist diese Form entstanden?
So *(zeichnet in der Luft),* als Skizze. Nach dem Wettbewerb hat sie sich praktisch nicht mehr verändert.

Und warum sieht sie so aus?
Weil sie so schön ist. Ästhetik ist ein wichtiger Teil der Architektur. Damit meine ich nicht teure Materialien und Ziselierungen, sondern eine luftige, lichte Räumlichkeit. Oder das Vermengen von Haus und Garten: Durch die grossen Ausbuchtungen der Wolke wachsen Bäume. Die →

→ Geländer bestehen aus Maschendraht, an dem Pflanzen emporwachsen können. Das geht schnell: In drei, vier Jahren wird das ein grünes Kleid. Dann sitzen die Schülerinnen beim Lernen tatsächlich in einem Garten.

Provoziert hat die radikale Reduktion eine Excel-Tabelle, also die Ökonomie. Das Haus wurde dann zum Modell einer Klimakrisenarchitektur. Zu Recht?

Wir mussten den ‹SIA-Effizienzpfad Energie› einhalten. Das knappe Volumen hat uns dabei geholfen. Minuspunkte ergab der viele Beton, den wir verbaut haben. Die Decken und Stützen sind sehr kräftig. Für mich zählt jedoch die Dauerhaftigkeit. Die Stützen machen das Haus erdbebensicher. Alle anderen Wände tragen nicht, und damit ist die Struktur sehr flexibel. Noch in hundert Jahren wird man das Schulhaus für andere Zwecke umbauen können. Das ist Nachhaltigkeit.

Welche Rolle spielt die Pädagogik in eurem Entwurf?

Die Lauben sollen auch als Unterrichtsraum dienen, nicht nur für Erschliessung und Pausen. Ausserdem sind im Innern die benachbarten Klassenzimmer an ihren Ecken miteinander verbunden. Wenn die Doppelflügeltüren offen sind, verbinden sie die Klassen untereinander und machen eine Art Atelierunterricht möglich. Lässt man sie geschlossen, kann man auch konventionell unterrichten.

Ist das ‹Wallrüti› ein Modell?

Das müssen die Pädagoginnen und Pädagogen sagen.

Damit die Menschen von einem Modell lernen, müsste man es begleiten und das Gelernte festhalten. Passiert das?

Das tun wir nicht aktiv. Ob es die Schule oder das Schulamt tut, weiss ich nicht. Die Resultate würden mich aber interessieren. Im Sommer habe ich immerhin gesehen, dass die Fenster zur Laube hin offenstanden. Es wäre generell gut, wenn man Lehrpersonen eines Hauses mehr in dessen Planung einbeziehen würde. Vielleicht befürchten die Verantwortlichen dann aber, die Kontrolle zu verlieren.

Die radikale Einfachheit hat auch Kehrseiten, etwa dunklere Klassenräume, weil sie mit der Schmalseite zur Fassade stehen und Laubengänge davor sind.

Die Zimmer sind gut belichtet. Aber natürlich war das die grosse Angst. Wir mussten ein digitales Modell erstellen und prüfen lassen. In der Schweiz gibt es übrigens keine Vorschriften hinsichtlich Belichtung. Die deutsche Norm erfüllen wir. Wände und Böden haben deshalb eine helle Farbe erhalten.

Manche Pädagogen finden, die Schülerinnen würden abgelenkt, wenn andere vor den Fenstern hin- und herlaufen. Müssen sie damit umgehen lernen?

Ja, es braucht Rücksichtnahme. In den Pausen gehen alle raus, nach der Pause wieder rein. Doch wenn jemand aufs WC geht, läuft er vor dem Fenster vorbei. Manche lenkt das ab. Das Haus verändert die Art, wie man unterrichtet. Der Unterricht wird transparent. Die Lehrer können nicht mehr einfach die Tür hinter sich zumachen, daher muss man einen anderen Umgang miteinander finden.

Würden Sie heute etwas anders machen? Etwa Schmutzschleusen vor den Klassenzimmern anbringen?

Nein, das nicht. Der direkte Übergang vom Laubengang ist zwar etwas anderes als eine Haupteingangshalle mit Windfang und drei Meter breiter Fussmatte. Aber diesen Nachteil sollte man zugunsten der Qualitäten in Kauf nehmen.

Ist an eurem Konzept denn nichts verbesserungsfähig?

Ich wüsste nicht, was. Doch: die Faltfenster! Die würden wir wieder zu machen versuchen.

Damit es noch radikaler wird?

Sagen wir: damit es für die Idee adäquater wird. ●

«Recyceltes Aluminium statt Bambus.»

Gräub Office plant und richtet ein – auch für Umweltbewusste. Als Beispiel der von der traditionellen japanischen Bambuskunst inspirierte Boa Table von Stefan Diez, eine zeitgemäße Interpretation der Konferenztisch-Typologie.

www.hay.dk

HAY

GRÄUBOFFICE
Planen, Einrichten. www.graeuboffice.ch

Die Jury sagt

Gebautes Experiment

Das Schulhaus ist ein gebautes Experiment, das die Frage nach der Suffizienz räumlich beantwortet. Der radikal effiziente Grundriss spart viel Fläche ein und erzeugt ein neues, ungewohntes Verhältnis zwischen Innen und Aussen, zwischen Architektur und Natur. Das offene Haus macht eine Geste zum Quartier, die den Begriff des öffentlichen Raums erweitert. Mutig hinterfragt das Projekt die Konventionen und fordert dazu auf, anders zu bauen. Durch den weitgehenden Verzicht auf Technik erübrigt sich ein Untergeschoss. Das Weglassen reduziert die Kosten und die Umweltbelastung. Gleichzeitig führt das reduzierte Raumprogramm zu einer kräftigen Architektur. Die Architekten bauen kein Bild, sondern eine resiliente Struktur. Diese Haltung belebt den Diskurs und führt in die Zukunft.

Schneider Studer Primas
Franziska Schneider (53), Jens Studer (58) und Urs Primas (58) haben an der ETH Zürich Architektur studiert. Nach je eigener Selbständigkeit gründeten sie 2006 ihr gemeinsames Architekturbüro in Zürich, das 2008 in den BSA aufgenommen wurde und heute 15 Mitarbeitende zählt. 2016 erhielten sie für ihren Entwurf des gemischten Quartiers Zwicky Süd in Dübendorf einen Hasen in Gold.

Schulhaus Wallrüti
Guggenbühlstrasse 140, Winterthur
Auftragsart: **Wettbewerb im selektiven Verfahren, 2016**
Bauherrschaft: **Stadt Winterthur**
Externe Begleitung: **Hochbau Fanzun, Zürich**
Architektur, Baumanagement: **Arge Schneider Studer Primas, Zürich; BGS & Partner, Rapperswil**
Tragwerksplanung: **Schnetzer Puskas Ingenieure, Zürich**
Landschaftsarchitektur: **Kolb, Zürich**
Gebäudetechnik HLK: **Waldhauser + Hermann, Münchenstein**
Sanitärplanung: **Bünder Hydroplan, Hochdorf**
Elektroplanung: **Hefti Hess Martignoni (HHM), Zürich**
Bauphysik: **Durable Planung und Beratung, Zürich**
Kunst am Bau: **Zilla Leutenegger, Atelier Zilla, Zürich**
Gesamtkosten (BKP 1–9): **Fr. 28 Mio.**
Baukosten (BKP 2/m³): **Fr. 1109.–**

BORA

BORA Pure

Eine Klasse für sich.

Ein Kompaktsystem wie es noch keines gab: minimalistisch, flächenbündig, hochelegant, extrem geräuscharm und maximal intuitiv. Garant für die Nutzung der vollen Kochfeldtiefe ist die zentral platzierte sControl Touchbedienung. Die Steuerung durch einfaches Sliden des Zeigefingers ist so einzigartig und selbstverständlich wie nie.
Testen Sie es. Ein Markenzeichen Ihrer Küche.

General-Importeur
Suter Inox AG
Schachenstrasse 20 | CH-5116 Schinznach-Bad
T +41 58 263 64 00 | suter@suter.ch | suter.ch

SUTER

bora.com

Im Haus für Studierende in Genf ist das Treppenhaus nicht nur Erschliessung, sondern auch Aussenraum, Treffpunkt und Veloabstellplatz – kurz: Herz und Rückgrat des Hauses.

Der Neubau vervollständigt die städtebauliche Situation und vermittelt zwischen Strasse und Grünraum.

Klug verwertetes Restgrundstück

Das Haus für Studierende in Genf verdichtet die Stadt auf umsichtige Weise, ist velogerecht und bietet günstigen Raum. Für diese Leistung wird das Atelier Bonnet mit dem Hasen in Bronze prämiert.

Text: Werner Huber, Fotos: Yves André

Centre Médicale Universitaire, kurz: CMU, heisst die medizinische Fakultät der Universität Genf, nur wenige Gehminuten vom Bahnhof Genève Champel entfernt. Der Gebäudekomplex wurde ab den 1960er-Jahren in insgesamt sechs Etappen realisiert. Oft bleiben am Rand solch grosser Klötze mitten in der Stadt Restflächen übrig. Mit der Zeit überwuchern sie, und kaum jemand weiss, wem sie eigentlich gehören. So auch der kleine Wald, der hinter dem CMU heranwuchs. Als der Eigentümer des eingeschossigen, längst geschlossenen Restaurants Fair Play Neubaupläne hegte, musste er den Nachbarn kontaktieren – in diesem Fall den Kanton Genf als Universitätseigner. Erst da erkannten die Behörden, dass man das Grundstück bebauen kann.

Für Architekt Pierre Bonnet sind solche verlassenen Orte, er nennt sie «lieux résiduels», gerade heute, im Rahmen der Diskussion um Verdichtung, ein wichtiges Thema. «Wir müssen die Stadt in der Stadt denken», sagt er. Mit seinem Büro Atelier Bonnet gewann er 2017 den Wettbewerb für ein Wohnhaus für Studierende, den die ‹Fondation Universitaire pour le logement des étudiants› als Bauherrschaft ausgeschrieben hatte. Die seitliche Begrenzung auf der schmalen dreieckigen Parzelle war gegeben. Die Frage war, welche Proportionen das mehr oder weniger lange Dreieck haben sollte. Das Atelier Bonnet reüssierte mit dem kürzesten Entwurf.

Mehr als eine Erschliessung: das Treppenhaus

Zehn Geschosse zählt das Gebäude. Das sind neun Ebenen über dem Erdgeschoss, die dem Projekt den Namen ‹9 Plateaux› gaben. Die Gebäudehöhe von 30 Metern ist selbst für Genf beachtlich. Doch das Haus fügt sich gut ins Quartier ein und vermittelt zwischen dem grossen Massstab des CMU und den zwar stattlichen, aber feingliedrigen Wohnhäusern gegenüber. Von dort haben die Architekten auch den hellen, warmen Farbton der Fassaden übernommen. Die Tektonik hingegen nimmt eher Aspekte der Universitätsbauten auf.

Der Eingang zu den Wohnungen liegt im Durchgang zum Hof. Bereits hier weisen die mit schmalen blauen Keramikplatten verkleideten runden Stützen auf die Gestaltung im Innern. Mit den gleichen Kacheln ist das →

Gemeinschaftsbereich mit Küche

Strassenseitiges Zimmer mit Lüftungsflügel; die Vorhänge fehlen noch.

→ ganze Treppenhaus ausgekleidet. Die hochwertige Gestaltung verdeutlicht, dass dieser über alle Geschosse reichende Raum etwas Besonderes ist – das funktionale und soziale Rückgrat des Hauses. Im Grundriss mit der Form einer Velokettenschaltung windet sich das Treppenauge nach oben. Diese Analogie ist dem dreieckigen Grundstück geschuldet – aber nicht nur, denn das Velo war eines der entwurfsbestimmenden Elemente.

Rund 100 Stahlrosse mussten im Haus Platz finden, sie durften das Erdgeschoss jedoch nicht belegen. Also sahen die Architekten in jedem Geschoss einen Veloabstellplatz vor – «so wie man früher das Pferd vor dem Haus festmachte», sagt Pierre Bonnet und verweist dabei auf das Geländer: Auch diese sorgfältig gestaltete Schlosserarbeit nimmt, wenn auch auf recht abstrakte Weise, Aspekte von Ketten und Zahnrädern auf. Die Plattformen sind kein Innen-, sondern ein weit ins Volumen greifender, grosszügiger Aussenraum. Er dient nicht bloss als Veloabstellplatz, sondern auch als Treffpunkt für die Bewohnerinnen und Bewohner, denn Balkone gibt es hier nicht.

Gemacht fürs Studentenleben: die Wohnungen

Beim Entwerfen der Wohnungen haben sich Pierre Bonnet und sein Team immer wieder die Frage gestellt: Wie lässt es sich an diesem besonderen Ort am angenehmsten leben? «Le plaisir d'habiter» nennt es Bonnet, die Freude des Wohnens. Das einfache Konzept: Pro Geschoss gibt es drei Wohnungen mit je vier Zimmern und einem gemeinsamen Wohnraum mit offener Küche. Zwei Zimmer teilen sich jeweils eine Toilette und eine Nasszelle. «Die Wohnungen sind so konzipiert, dass sie auch als Familienwohnungen nutzbar sind», erklärt Pierre Bonnet. So lassen sich die Wohnungen mit wenig Aufwand anpassen, sollten sich die Bedürfnisse ändern. Die partiell in Stützen aufgelöste Tragstruktur lässt sogar grundrissliche Anpassungen zu.

«Le plaisir d'habiter» zeigt sich bei den gemeinschaftlichen Räumen: Zwei sind lichtdurchflutet gegen Süden ausgerichtet, derjenige in der Gebäudespitze blickt zum Jura. Das Studentenleben hat sich bereits eingespielt; allein die unterschiedlichen Gerüche in den Wohnungen weisen auf die verschiedenen Wohngemeinschaften hin. Jede Person hat ihr eigenes Zimmer, das wie die Wohnräume von den Architekten möbliert wurde. Am Fenster ist ein Arbeitsplatz fix eingebaut. Bonnet freut sich über die frisch montierten Vorhänge – am Ende hat das knappe Budget dies doch noch zugelassen. Dank der Vorhänge lässt sich der Arbeitsplatz mit einem Griff quasi ausblenden, sodass sofort eine andere Atmosphäre entsteht.

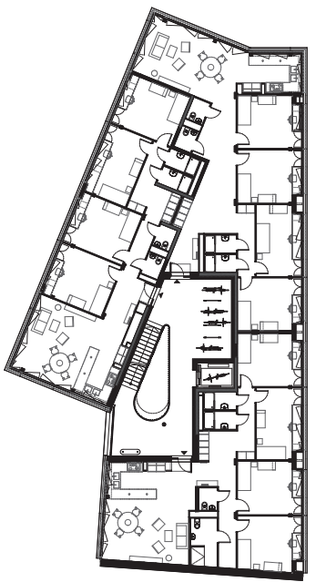
Ein Detail unterscheidet die strassenseitigen Zimmer von den hofseitigen: eine kleine Nische mit einem quer zur Fassade öffenbaren Fenster. Es weise auf den kritischsten Punkt im ganzen Entwurfsprozess hin, so Pierre Bonnet: auf die Lärmproblematik. Da das Grundstück im Spitalareal liegt, gelten höhere Anforderungen an den Lärmschutz. Im Wettbewerb sei dies kein Thema gewesen, sagt Bonnet. Doch nach der Auftragserteilung wäre das Projekt fast daran gescheitert. Erst nach einem Jahr habe man mit den kleinen Akustikfenstern und den Schallschluckelementen an der Decke die Lösung gefunden.

Selbstverwaltet: das gemeinschaftliche Arbeiten

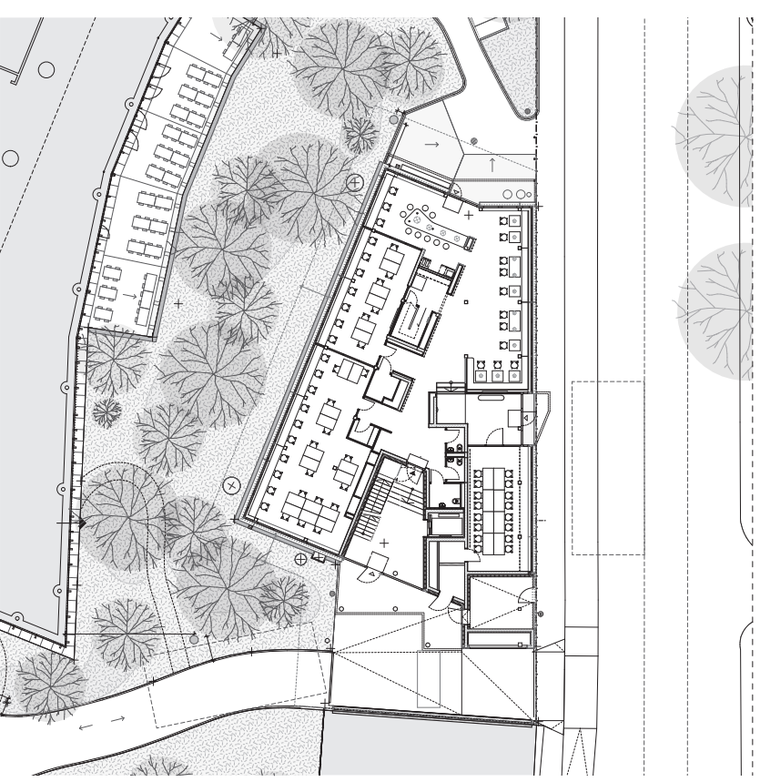
Dass im Erdgeschoss und im ersten Stock keine Wohnungen möglich sein würden, war von Anfang an klar. Im Austausch mit der Universität entwickelten die Bauherrschaft – die erwähnte Stiftung – und die Architekten einen Co-Working-Space für Studierende der ganzen Universität. Auf den beiden Geschossen gibt es Räume von unterschiedlicher Grösse, einen Loungebereich und im Erdgeschoss eine kleine Cafeteria. Eine schmale Holztreppe verbindet die beiden Ebenen. Eine «Bibliothek ohne Bücher» nennt Pierre Bonnet den Ort. Bereits zwei Wochen nach der Eröffnung hat er sich im Leben der Studentinnen und Studenten etabliert, wie die gute Belegung an einem Montagnachmittag zeigt. Die Studierenden organisieren den Betrieb selber. Einzig im kleinsten Raum sitzt jemand, der für Fragen und Computerprobleme zuständig ist.

Diese beiden Geschosse stehen in enger Beziehung zum Aussenraum. Auf der einen Seite führt die Avenue de Champel vorbei, auf der anderen Seite liegt der Grünraum als Filter zum grossen Block des CMU. «Es war uns wichtig, hier die Natur wiederherzustellen», sagt Bonnet. Natur nicht als gepflegte Grünanlage, sondern als eine nicht genau definierte Grünfläche, die wieder zu einem Wäldchen heranwachsen kann. ●

Querschnitt



Regelgeschoss



Erdgeschoss

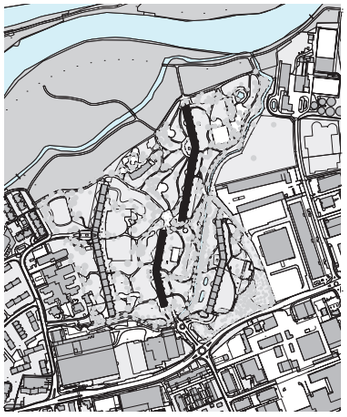
Atelier Bonnet Architectes
Im Jahr 2000 gründeten Pierre Bonnet (60) und Mireille Adam Bonnet (59) in Genf das Atelier Bonnet Architectes. Das Büro bearbeitet unterschiedlichste Projekte vom Kleinen bis zum Grossen: «Der Übergang vom einen Massstab zum anderen, vom Möbel zum städtischen Raum, von der Stadt zum Wohnen und umgekehrt bereichert das Denken und hinterfragt Vorurteile.» Ein Garten lässt sich als Wohnzimmer lesen, ein Innenraum als Abfolge von Orten gestalten. Intensiv ist auch die Verbindung mit der Landschaftsarchitektur. So gewann das Atelier Bonnet Architectes 2010 für den Pausenhof der Schule Cité Jonction in Genf den silbernen Hasen in Landschaftsarchitektur. Im Jahr 2021 erschien unter der Leitung des Architekturprofessors Bruno Marchand die Publikation ‹Fructus›, eine Monografie über das Atelier Bonnet (Infolio und Birkhäuser).

‹9 plateaux›, Wohnhaus für Studierende, 2022
Avenue de Champel 15, Genf
Maître d'ouvrage: **Fondation universitaire pour le logement des étudiants**
Architektur: **Atelier Bonnet, Genf; Pierre Bonnet, Mireille Adam Bonnet;**
Mitarbeit: **Cynthia Pruvost, Sébastien Gampert, Carlos González Arruego, Luis Perrier, Paulo Teodosio, Nicolas Duperron, Steven Beuc**
Landschaftsarchitektur: **in situ, Lausanne**
Wettbewerb: **2017**
Kosten (BKP 1–9): **Fr. 18,4 Mio.**

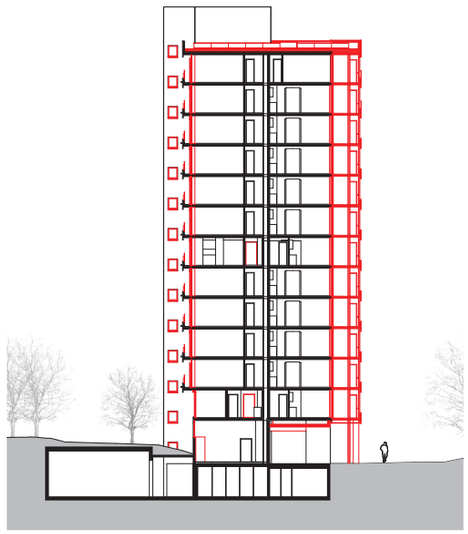
Die Jury sagt

Vorbildlich verdichtet

Der Neubau verdichtet eine Restparzelle in einer Stadt, die bereits dicht bebaut ist. Die Studentenwohnungen sind qualitätsvoll gebaut. Die Struktur mit den grossen Zimmern ist flexibel genug, dass darin künftig auch eine andere Nutzung möglich wäre. Das macht das Haus zukunftssicher. Das Gebäude integriert die Mobilität überraschend in die Architektur und unterstreicht damit die Bedeutung des Velos. Die Materialien in den halböffentlichen Aussenräumen sind hochwertig. Die unkonventionelle Lärmlösung zeigt, dass Verdichtung auch an schwierigen Lagen möglich ist, wenn man den Spielraum der Auflagen klug ausnutzt. Das Gebäude schafft günstigen Wohnraum und richtet mit dem Co-Working-Space ein Angebot an die Gemeinschaft. Damit nutzt das Haus das ganze Potenzial aus, das in der kleinen Parzelle steckt.



Situationsplan Telli. Die Häuserzeilen B und C (schwarz) gehören der AXA.



Querschnitt

0 5 10 m

Die Westfassaden mit den durchlaufenden Balkonen wurden erneuert. Unterschiede zu früher sind kaum erkennbar.

Dank Mehrtiefe bieten die neuen Balkone mehr Aufenthaltsqualität.

Subtile Mittel, grosse Wirkung

Grosssiedlungen der Nachkriegszeit gelten als soziale Brennpunkte, als Energieschleudern und anonyme Wohnmaschinen. Eine davon ist die Telli in Aarau, in der sich 1258 Wohnungen auf vier gestufte Zeilenbauten verteilen. Doch entgegen den Vorurteilen herrscht in der Telli keine steinerne Tristesse. Zwischen den Wohnzeilen erstreckt sich weitläufiges Grün, unter alten Bäumen liegen Sport- und Spielplätze, Kindergarten und Quartiertreff. Viele «Tellianer», wie sich die Bewohner und Bewohnerinnen nennen, fühlen sich in der Siedlungsgemeinschaft wohl.

Wie lässt sich die Telli sanieren, ohne dass ihre sozialen Strukturen zerstört werden? Das fragte sich die AXA, Eigentümerin der beiden mittleren Wohnzeilen, vor bald zehn Jahren. Energieschleudern waren die Häuser nämlich tatsächlich: Die Ortbetonstruktur war kaum gedämmt, und die Heizung verschlang beträchtliche Gasmengen. Zur sozialen Frage gesellte sich ein weiterer Knackpunkt: Die 1970 von den Architekten Marti + Kast entworfene Telli steht unter Ensembleschutz, und der verlangt den Erhalt ihres einheitlichen Erscheinungsbilds.

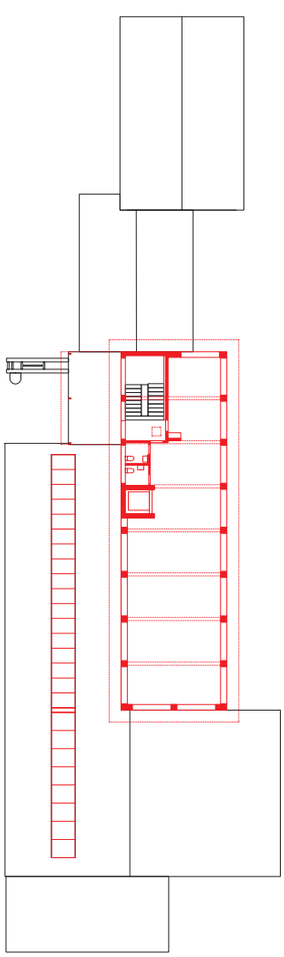
Das Planungsteam um Meili, Peter & Partner fand eine scheinbar simple Lösung. Es liess die Dächer, Untersichten und geschlossenen Stirnfassaden isolieren und ersetzte die Längsfassaden aus Holz und Glas durch eine ähnliche Fassade, die über bessere Dämmwerte verfügt. Auch die neuen, thermisch vom Rohbau getrennten Westbalkone unterscheiden sich kaum von den alten. Dass sie 90 Zentimeter tiefer sind, merkt nur, wer genau hinschaut. Für die Wohnqualität ist die Mehrtiefe ein deutliches Plus.

Hinter der simplen Lösung steckt eine planerische Grossleistung. Die 581 Wohnungen blieben während der dreijährigen Bauzeit bewohnt. Nur als die Fenster und Balkone ausgetauscht wurden, zogen die Mieterinnen für zehn Tage aus. Um Verzögerungen zu vermeiden, taktete die Bauleitung die Ein- und Auszüge, Abbrüche und Montagen präzise. Die Handwerksleute übten den Bauablauf am Mock-up, und Expertinnen für Kommunikation und soziokulturelle Animation begleiteten die Bewohner durch die lange Bauzeit. Der Aufwand hat sich gelohnt: Der Heizwärmeverbrauch ist um zwei Drittel gesunken, und was die Häuser heute noch an Wärme brauchen, liefert Fernwärme statt Gas. Mindestens ebenso eindrücklich wie die Energiebilanz: Die Mehrheit der «Tellianerinnen» ist der Siedlung trotz aller Strapazen treu geblieben. **Deborah Fehlmann, Fotos: Karin Gauch und Fabien Schwartz**

Sanierung Telli B und C, 2023
Delfterstrasse 21–44, Aarau
Bauherrschaft: **AXA Anlagestiftung, Winterthur**
Generalplanung: **Drees & Sommer Schweiz, Zürich; Meili, Peter & Partner Architekten, Zürich**
Architektur: **Meili, Peter & Partner, Zürich**
Ausführung in Zusammenarbeit mit: **Plan Werk, Laufen**

Die Aufstockung der ehemaligen Maschinenfabrik Habegger in Thun verleiht ihrer Architektur mehr Kraft.

Querschnitt



Aufstockung 0 5 10 m

Das neue Dachgeschoss orientiert sich am Bestand.

Die ehemalige Werkhalle wird neu eine Cafeteria beherbergen.

Weiterwachsen

In Thun ist eine Umbaukultur, wie in den meisten Orten in der Schweiz, nicht selbstverständlich. Viele Altbauten werden abgerissen, so etwa auf dem ehemaligen Industrieareal der Metallwerke Selve in Thun. Ein Zeichen gegen den Trend des Ersatzneubauens setzt der Umbau der ehemaligen Maschinenfabrik Habegger, eines unscheinbaren Gebäudes an der Grenze zwischen einem Gewerbe- und einem Wohnquartier.

Der Architekt Franz Wenger errichtete das Gebäude 1952 für einen Zulieferer der Uhrenindustrie. Später nutzte es die Seilzug-Technik-Firma Habegger, die das Gebäude an- und umbaute. Nun hat der Architekt Johannes Saurer das Haus für eine IT-Firma umgebaut und aufgestockt. Zuerst hatte er einen Ersatzneubau geprüft, konnte die Bauherrschaft aber dazu bringen, den Wert des Bestandes für die Zukunft zu nutzen, obwohl das Gebäude nicht geschützt ist. Das ist ein lobenswertes Vorgehen.

Johannes Saurer liess Wohnhaus und Empfangsgebäude unberührt – sie könnten in einer zweiten Etappe entwickelt werden. Im Hauptgebäude griff er so wenig wie möglich ein. Die alten Fenster wurden nachgebaut, die Haustechnik wurde punktuell erneuert, die alten Radiatoren heizen aber weiterhin. In den Toiletten liegt der alte Terrazzoboden, die Oberflächen wurden nur minimal ausgebessert, die Patina zeugt von früher. All dies spart Ressourcen und hilft, Alt und Neu zu verschmelzen. Die Laderampe wurde verlängert und zu einer Terrasse umfunktioniert. Die angebaute Werkhalle auf der Rückseite ist neu verkleidet und nachisoliert, im überhohen Raum befindet sich nun eine Cafeteria. Drei durchgehende Betonwände stabilisieren zusammen mit dem Betontragwerk der Aufstockung die Hauptgebäudestruktur gegen Erdbebenlasten.

Das neue Dachgeschoss orientiert sich – bis hin zum Boden aus Hartsteinholz – am Bestand. Die Aufstockung unterstützt die Präsenz des Hauses und verleiht seiner Architektur mehr Kraft. Ein feines Wellblechdach mit PV-Anlage schliesst das Haus ab. Das Projekt überzeugt durch seine minimalen Eingriffe und verdichtet den Bestand vorbildlich – und es zeigt, dass Weiterbauen eine Chance ist für viele unscheinbare Altbauten. **Andres Herzog, Fotos: Thomas Telley**

Umbau Maschinenfabrik Habegger, 2023
Mittlere Strasse 66, Thun
Bauherrschaft: **Habegger Immobilien, Hünibach**
Architektur: **Johannes Saurer, Thun**
Bauingenieure: **Bührer + Dällenbach, Steffisburg**
Bauphysik: **HSR Ingenieure, Spiez**
HLK- und Sanitärplanung:
Müller Haustechnik, Adelboden
Brandschutzplanung: **Indermühle Bauingenieure, Thun**
Kosten (BKP 2): **Fr. 4,58 Mio.**
Auftragsart: **Direktauftrag**

Steigen Sie mit der VKF in das spannende Berufsfeld Brandschutz ein. Als Herausgeberin der Brandschutzvorschriften geben wir unser Wissen in erstklassigen Ausbildungen weiter.

Die VKF-Pluspunkte:
- Wissen aus erster Hand
- Hoher Praxisbezug
- Berufsbegleitende Ausbildungsgänge
- Direkter Ausbildungsweg mit aufeinander abgestimmten Modulen
- Lernen von ausgewiesenen Expertinnen und Experten

www.vkfausbildung.ch

VKF Vereinigung Kantonaler Feuerversicherungen
AEAI Association des établissements cantonaux d'assurance incendie

Kuratle & Jaecker – Ihr kompetenter Partner in Sachen Holzwerkstoffe

Projekte vom konstruktiven Holzbau bis zum dekorativen Innenausbau lassen unsere Herzen höherschlagen. Ganz nach unserem Motto «vom Boden bis zum Dach – alles aus einer Hand» liefern wir Ihnen Gesamtlösungen individuell auf Ihre Wünsche zugeschnitten.

Besuchen Sie uns an der Swissbau vom **16. bis 19. Januar 2024** in Basel und überzeugen Sie sich von unserem grossen Sortiments- und Dienstleistungsangebot.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!
Halle 1.0 / Stand D20

kuratlejaecker.ch

KURATLE JAECKER
Mach was mit Holz

rytz

Rytz AG bedankt sich bei allen Projektbeteiligten für die sehr gute Zusammenarbeit bei der Ausführung der Gebäudehülle!

STAHLBAU
METALLBAU
FASSADENBAU
GLASBAU
HOCHWASSERSCHUTZ

Design

Jury

Giovanna Lisignoli
Nach der Ausbildung zur visuellen Gestalterin in Zürich zog Giovanna Lisignoli (59) nach London, wo sie für Agenturen im Kreativ- und Brandingbereich arbeitete. Seit ihrem Master-Abschluss in Curating Contemporary Design ist sie selbständige Designberaterin, Kuratorin und Artistic Director. 2019 gründete sie die nomadische Galerie Second Nature, seit 2020 lebt sie wieder in Zürich und St. Moritz.

Lisa Ochsenbein
Seit dem Studium in Lausanne und Basel arbeitet Lisa Ochsenbein (39) als Designerin in den Bereichen Produkt, Szenografie und Creative Direction. Sie ist Dozentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der ZHdK und beim Design and Technology Lab. Als Gründungsmitglied von mehreren Peer-to-Peer-Sharing-Initiativen setzt sie sich für nachhaltigere Konsummuster in Richtung Kreislaufwirtschaft ein.

Moritz Schmid
Der Produktdesigner Moritz Schmid (47) gründete 2008 ein eigenes Atelier in Zürich, das heute seinen Sitz in Bern hat. Schmids Schwerpunkt ist die Gestaltung von Möbeln, Produkten und Ausstellungen. Sein Studio realisiert Projekte für schweizerische und internationale Hersteller und Institutionen.

Lucas Uhlmann
Der Industriedesigner Lucas Uhlmann (34) ist Partner bei iiode, einem auf Licht spezialisierten Design- und Produktionsbüro, sowie Teil des Holzateliers Laporch, das auf digitale Fabrikation fokussiert. Seit dem Studium an der Ecal arbeitete er als Forschungsassistent am Alice-Labor der EPFL und konzipierte und gestaltete zahlreiche Ausstellungen im Kulturbereich, etwa die des Swiss Design Awards.

Mirjam Rombach
Hochparterre-Redaktorin Mirjam Rombach (41) leitete die Designjury zum dritten Mal. Sie hat Textildesign an der Hochschule Luzern – Design & Kunst studiert. Nach Praxisjahren am Theater und in der Modebranche hat sie sich dem Schreiben zugewandt; sie war Redaktorin, Texterin und freie Journalistin.

In der Sitzecke im 3. Stock: Andrew Diloné (19) und Aleksander Okba (24), Assistenten Gesundheit und Soziales, zweites Bildungsjahr

Wunderland

Das Designstudio Kueng Caputo hat ein Bürogebäude in Winterthur in ein farbgewaltiges Schulhaus verwandelt, das die Lernenden ins Zentrum stellt. Dafür wird es prämiert mit dem Hasen in Gold.

Text: Miriam Rombach, Fotos: Paola Caputo

In Winterthur steht eine der am stärksten wachsenden Schulen der Schweiz: das Zentrum für Ausbildung im Gesundheitswesen, kurz ZAG. Es unterrichtet jährlich 3500 Lernende und Studierende von Pflegeberufen. Anstelle mehrerer kleiner Standorte sollte daher in Bahnhofsnähe ein neues Bildungszentrum entstehen.

Der Kanton Zürich mietete ein Bürogebäude aus den 1990er-Jahren an. Es ist im Besitz der UBS und umfasst sieben ober- und vier unterirdische Etagen, ausserdem zehn Wohnungen. Das Architekturbüro Bednar Steffen erhielt von der Eigentümerin den Auftrag, das Büro zum Schulhaus umzubauen. 34 Unterrichtszimmer, Gruppen-, Sport- und Aufenthaltsräume, Auditorien, eine Aula und eine Mensa sollten darin Platz finden.

Weil sich der Kanton und die ZAG-Leitung für die Mensa eine unkonventionelle Atmosphäre wünschten, baten sie das Designstudio Kueng Caputo, einen Vorschlag auszuarbeiten. Die Designerinnen haben das Konzept einer offenen Piazza entwickelt, die sich zwischen Bibliothek und Cafeteria ausdehnt. Nach und nach führten Gespräche zu weiteren Aufträgen, bis das Duo schliesslich den gesamten öffentlich nutzbaren Raum, die Sporträume und die Oberflächen der Schulzimmer gestaltet hat.

Linoleum und Glasfasertapete waren zu diesem Zeitpunkt bereits definiert. Daher kombinierten die Designerinnen Farbtöne von europäischen Linoleumproduzenten, mischten Dispersion an, testeten wochenlang Flächen, verwarfen Farben und strichen neu. So ist eine Matrix aus 61 Farben entstanden, die Wände, Böden, Leisten und gewisse Möbel bedecken. Die sorgsam austarierten Farbkombinationen zeigen, welche Kraft in ihnen liegt: Je nach Etage tauchen Licht und Böden die Zimmer in völlig unterschiedliche Atmosphären – mal warm und aktivierend, mal kühl und beruhigend. Dadurch verändern sich die Farben so stark, dass man kaum glaubt, dasselbe Lila oder Salbei vor sich zu sehen. Die Farbmatrix hilft auch bei der Orientierung: Die Wandfarben der Schulzimmer ziehen sich über die Vertikale vom ersten bis zum fünften Stock, die Bodenfarben der Flure kennzeichnen die Etagen.

Statt der bereits budgetierten Normmöbel hat das Duo selber Hocker, Tische, Bänke, Leuchten und Sofas entwickelt – zum gleichen Preis, lokal produziert aus einfachen Grundmaterialien wie Ahorn, Buche oder feuerverzinktem Stahl. Schwer und leicht, leise und laut bilden im Schulhaus einen Rhythmus, der sich im Spiel der Formen und Farben zeigt. Er verbindet das Ensemble zu einem Ganzen – auch wenn es manchmal quietscht.

Nun beleben Nutzerinnen und Nutzer die neuen Räume und machen sie sich zu eigen. Welche Eindrücke das Schulhaus bei Lernenden, Angestellten, Ermöglichern und Macherinnen auslöst, zeigt eine Collage persönlicher Eindrücke: Sie sind so facettenreich wie die Schule selbst.

Andrew Diloné: Das neue Schulhaus ist schön und modern, aber viel zu laut, weil alles offen ist.
Aleksander Okba: Die Piazza Alta ist angenehm zum Arbeiten – überall sind Steckdosen vorhanden. Anfangs war ich sehr erstaunt, wie viele Farben es hier gibt. Das freut mich, denn ich male gerne und mag Farben. Bloss der Lift war eine Enttäuschung.
Andrew Diloné: Zwei Lifte für so viele Schüler, das reicht nicht! Wer auf die Dachterrasse oder in die Cafeteria will, wartet meist, bis die Pause um ist. Immer Treppen steigen ist mir zu anstrengend. Dafür helfen die Farben, sich zurechtzufinden. An der Bodenfarbe sehe ich, ob ich im richtigen Stockwerk bin.

Floriano Motisi: Bei der Eröffnungsfeier fühlte sich das Schulhaus an wie ein Geschenk, das man aufmachen darf. Es ist toll, nicht mehr zwischen den verschiedenen Standorten pendeln zu müssen. Dadurch kann ich mich besser mit Kollegen austauschen. Mein neues Arbeitszuhause ist auch heimeliger. Alle haben sich gefreut, dass sie hier reindurften. Als ich zuvor gehört hatte, dass die Sporträume im Untergeschoss liegen sollen, dachte ich: Oh je, die armen Sportlehrer! Nie hätte ich mir träumen lassen, dass sie meine Lieblingsräume werden. Sie sind sehr schön gestaltet. Ich bin ehemaliger Kampfsportler; über Mittag Sport machen zu können, ist für mich unendlich toll.

In der Turnhalle: Floriano Motisi (47), Lehrer allgemeinbildener Unterricht; Psychotherapeut, MSc Educational Science and Psychology, MBA

Auf der Piazza Alta: Magnus Zwyssig (48), Bauherrenvertreter, Hochbauamt Kanton Zürich, und Myriam Bernauer (53), Nutzervertreterin, Bildungsdirektion Kanton Zürich

Magnus Zwyssig: Weil der Kanton nicht Besitzer, sondern Mieter dieses Gebäudes ist, lag unser Einflussbereich hauptsächlich in der Innenraumgestaltung. Wir nahmen wahr, dass die ZAG-Leitung offen ist für Neues. Gemeinsam beschlossen wir nach interner Absprache, einen Schritt weiterzugehen als üblich.
Myriam Bernauer: Kueng Caputo haben ein überzeugendes Konzept für die öffentlichen Räume vorgelegt. Es zeigt die Schule als Ort, an dem sich junge Leute entfalten können.
Magnus Zwyssig: Anstatt Funktionen aneinanderzureihen, haben die Designerinnen Atmosphäre geschaffen. Ihre Intention war ein einladendes Haus, das man gerne besucht. Wir denken, das haben sie geschafft.
Myriam Bernauer: Es gab auch kritische Stimmen, etwa zu gewissen Bodenfarben. Wir haben über alles diskutiert, und letztlich schenkte man uns Vertrauen. Heute freuen sich alle über das gelungene Projekt.
Magnus Zwyssig: Das neue Schulgebäude des ZAG löst viel Resonanz aus. Es wäre schön, wenn wir solche mutigen Projekte künftig wiederholen könnten. Sie führen zu einem Mehrwert für alle Beteiligten.

→

Simea Jungwirth: Ich war geflasht, als ich zum ersten Mal hier war. Das Schulhaus ist schön und fühlt sich gut an.
Cindy Nascimento: Mir gefallen die Farben – für eine Schule ist das neu und ungewohnt.
Warneri Peña: Anfangs fand ich es voll übertrieben, aber jetzt habe ich mich daran gewöhnt. Gut finde ich die moderne Einrichtung und dass wir zum Lernen überall hingehen können.
Simea Jungwirth: Ja, so, wie es eingerichtet ist, flasht es! Die schwarzen Wandleuchten zum Beispiel sind voll schön, aber die Form ist irgendwie random. Sie erinnert an die Serie ‹Squid Game›.
Warneri Peña: Stimmt! Und habt ihr gesehen, dass die Stühle in den Schulzimmern leicht babypink sind?
Simea Jungwirth: Echt? Das ist mir nicht aufgefallen. Am meisten mögen wir drei ja die Dachterrasse.
Cindy Nascimento: Unser lila Schulzimmer ist auch super, ich kann mich darin gut konzentrieren.
Warneri Peña: Mich beruhigt es so sehr, dass ich manchmal fast einschlafe. Vielleicht liegt das aber auch daran, dass meine Nächte zu kurz sind.

In der Bibliothek: Warneri Peña (16), Simea Jungwirth (18) und Cindy Nascimento (17), Assistentinnen Gesundheit und Soziales, erstes Bildungsjahr

→

Auf der Piazza: Esma Qaja (18), Fachfrau Gesundheit, drittes Bildungsjahr

Esma Qaja: Mein Vater hat an diesem Schulhaus mitgearbeitet. Er hat mir schon früh davon erzählt und gesagt, ich könne mich freuen. Viel hat er aber nicht verraten. Darum war ich sehr gespannt, und als ich es das erste Mal gesehen habe, wow! Die Einrichtung und die Farben sind megaschön. Wir haben das schönste Schulhaus von ganz Winterthur – was man von aussen überhaupt nicht sieht. Ich bin stolz darauf. Farben sind wichtig, weil sie sich auf die Emotionen auswirken. In unserem türkisblauen Schulzimmer wird meine Seele ganz ruhig. Schade nur, dass wegen des Brandschutzes keine Sofas in den Gängen stehen dürfen. Am liebsten treffen wir uns auf der Piazza, auch wegen der Cafeteria. Das Personal ist meganett. Und mit gutem Essen im Bauch ist man automatisch motivierter.

Im Ruheraum: Meliha Zulji (18), Fachfrau Gesundheit, drittes Bildungsjahr

Meliha Zulji: Weil ich Klassensprecherin bin, habe ich das Konzept schon früh gesehen und konnte es meiner Klasse präsentieren. Wir konnten auch unsere Meinung und Wünsche äussern. Als ich zum ersten Mal in der Eingangshalle stand – wow! Es sieht megaschön aus, wie im ‹Barbie›-Film. Die Farben sind anziehend, sympathisch und beruhigend. Ich kenne das von der Demenzabteilung, wo ich arbeite. Bloss ist es dort kunterbunt, hier passt alles zusammen. Man findet immer eine Farbe, die zur aktuellen Stimmung passt. Nur die gelbe Sporthalle irritiert viele, aber vielleicht muss man sie einfach mal ausprobieren. Aktiviert wird man darin bestimmt!

Michael Steeg: Unter unseren 3500 Lernenden, Studierenden und Teilnehmenden sind bis zu 80 Nationen vertreten. Trotz dieser Diversität funktioniert die Zusammenarbeit in der Pflegepraxis oft hierarchiefrei, obwohl sie sich in einer stark genormten, hierarchischen Struktur bewegt. Diese Heterogenität und Offenheit wollten wir im Schulhaus sichtbar machen. Der Schlüssel dazu liegt also im Gesundheitsbereich selbst. Kueng Caputo hat extrem gut verstanden, wie wir Schule verstehen, und hat dies in Form und Farbe ausgedrückt. In den organischen, fliessenden Formen der Möbel und Leuchten sehe ich Parallelen zur Körperlichkeit, was gut zu Gesundheitsberufen passt. Meine Stellvertreterin Corina Dietrich und ich hatten grosses Vertrauen in die Arbeit der Designerinnen – das hat uns geholfen, allfällige Skeptikerinnen zu beruhigen. Und nun werden der Unterricht und das Zusammenleben hier sehr geschätzt. Einer der Räume, die ich besonders mag, ist die Aula. Sie vereint in sich Widersprüche, harmonisiert aber auch. Ich spiele in der Band des ZAG mit; Farben sind für mich wie Klänge. Musikalisch ausgedrückt, gleicht die Aula der Arbeit von Jack White.

In der Aula: Michael Steeg (49), Rektor ZAG

Auf der Terrasse: Tatiana Antonio (21), Tarja Brandenberger (18) und Linda Schwarz (17), Fachfrauen Gesundheit, drittes Bildungsjahr

Tatiana Antonio: Wir erfuhren erst spät vom Wechsel ins neue Schulhaus. Als ich zum ersten Mal hier war, bin ich richtig erschrocken.
Linda Schwarz: Ich auch. An die Farben habe ich mich nun gewöhnt, aber die Stühle und Bänke finde ich unbequem. Früher hatten wir Sofas, die fehlen echt. Ausserdem gibt es zu wenige Raucherzonen und kaum Sitzmöglichkeiten für Raucher.
Tarja Brandenberger: Die Turnhalle finde ich ganz schlimm, ich kann mir nicht vorstellen, darin Sport zu machen. Ausserdem habe ich das Gefühl, dass manche Farben nicht ganz zusammenpassen. Speziell ist das Schulhaus schon, aber es sieht aus wie im Kindergarten.
Linda Schwarz: Wäre ich in der dritten Klasse, würde ich das mögen, aber jetzt? Wir sind fast erwachsen.
Tatiana Antonio: Ich arbeite in einem Altersheim, dort ist es einfarbig, ruhig und heimelig. Das gefällt mir besser. Unser grünes Schulzimmer finde ich auch gut, weil es viele Fenster gibt und nicht auf der Sonnenseite liegt.

Im Büro: Christine Jepsen (20), Bibliothekarin

Christine Jepsen: Da die Bibliothek zentral liegt und wegen der Fenster sehr offen ist, bekommen wir viel vom Schulalltag mit. Sie ist eher ein Begegnungsraum als ein Ort des stillen Lernens, weil die Schülerinnen und Schüler hier auch zu mehreren arbeiten. Für mich ist das ungewohnt, normalerweise sind Bibliotheken ruhiger. Darum bin ich froh, mich ins Büro zurückziehen zu können, wenn ich konzentriert arbeiten möchte. Meine Kolleginnen mögen die Farbkombinationen, aber ich finde es angenehm, dass unser Büro weiss gestrichen ist und ich der Farbexplosion auch mal ausweichen kann. Am liebsten mag ich das petrolfarbene Lehrerzimmer, weil es so schön dunkel ist.

In der Cafeteria: Sabina Avdilji (40), Leiterin Mensa

Sabina Avdilji: Bis wir für alles einen Platz fanden, mussten wir x-mal umstellen – die Mensa ist ein enges Gefüge. Für mich war die Umgewöhnung gewaltig, weil ich früher in einer grossen Struktur tätig war. Hier sind wir zu dritt: meine Schwester, meine Freundin und ich. Mittlerweile fühle ich mich sehr wohl; es ist klein, aber fein. Wenn möglich, passen wir uns den Wünschen der jungen Leute an, bereiten etwa Burger oder French Tacos für sie zu. Es ist schön zu sehen, wie sie sich darüber freuen. Mir gefällt, wie farbenfroh es hier ist. Auch die Materialität der Möbel ist schön. Zucker und Kaffeerahm haben wir absichtlich etwas weiter weg auf einem der Stehtische hingestellt, damit die Leute zufällig aufeinandertreffen und in ein Gespräch geraten.

→

→ **Mackenzie Noelle Erarslan:** Ich fühle mich hier voll frei, die Farben sind erfrischend!
Selin Cekic: Alle finden das Schulhaus cool, es ist einzigartig. Auch das Ruhezimmer mit den Betten und die Sporträume sind cool. Vor einem Test komme ich jeweils zum Lernen hierher. Es gibt überall Platz, die Lehrer helfen, und es ist ruhiger als zu Hause.
Mackenzie Noelle Erarslan: Unsere Schulzimmerfarben sind Türkis und Grün. Ich kann dort voll gut runterfahren. Wenn ich eine Aufgabe nicht lösen kann, werde ich trotzdem nicht nervös, weil die Umgebung mich beruhigt. Auch auf der Piazza Alta fühle ich mich sehr wohl.
Selin Cekic: Mein Lieblingsort ist die Terrasse. Man lernt dort viele Leute kennen, kann die Aussicht geniessen und zusammen lachen.

Auf der Terrasse: Selin Cekic (15) und Mackenzie Noelle Erarslan (15), Fachfrauen Gesundheit, erstes Bildungsjahr

Im Flur im 1. Stock: Lovis Caputo, Designerin

Kueng Caputo
Sarah Kueng und Lovis Caputo führen seit 2008 ihr eigenes Designstudio in Zürich. Sie entwerfen Unikate und Kleinserien, gestalten Ausstellungen, entwickeln Farbkonzepte und führen Projekte im Architekturkontext durch.

Lovis Caputo: Für uns ist es das Grösste, unser Design im öffentlichen Raum zu sehen – Design wird ja oft mit einer exklusiven Bubble assoziiert. Ich glaube schon, dass diese Räume einen Effekt auf die Schülerinnen und Schüler haben. Viele von ihnen verbinden Schule mit Stress. Mit der Piazza wollten wir ein Dolcefarniente-Gefühl schaffen. Während Corona gingen die Jungen ziemlich vergessen. Dabei ist die Jugend unsere Zukunft – und die soll Freude am Leben haben. Wir sind dankbar, dass wir vom Projektteam jegliche Unterstützung bekommen haben. In Zukunft würden wir gern weitere öffentliche Räume gestalten, etwa Schulhäuser, Altersheime oder Spitäler. Die Architektur bewegt sich in einem sehr grossen Massstab. Wir dagegen haben die Freiheit, uns auf den Menschen zu konzentrieren und an Details zu feilen. Sarah und ich arbeiten im Dialog: Wir reden, sitzen und testen unsere Entwürfe. Dafür fertigen wir Prototypen und 1:1-Modelle an. So können wir überprüfen, wie sie wirken. Das bewährt sich.

Im Raum für kreatives Arbeiten: Sarah Kueng, Designerin

Die Jury sagt

Starke Stimmung

Mit der Gestaltung des ZAG beweisen Kueng Caputo die Wirkmacht konsequent umgesetzter Raumkonzepte. Ein vormals gesichtsloser Bau hat eine starke Identität erhalten, die scheinbar mühelos Kontraste vereint und auf präzisen Eingriffen basiert. Ein komplexes System aus 61 Farbkombinationen schafft in jeder Etage und jedem Zimmer eine eigenständige Atmosphäre. Gleichzeitig folgt es einer horizontalen und einer vertikalen Logik, die bei der Orientierung hilft. Die durchdachte Möblierung der gemeinschaftlichen Bereiche beweist, dass lokal gefertigtes Design im Markt bestehen kann. Sie betont die informelle Seite der Institution, die nicht nur Wissen vermittelt, sondern auch Raum für Begegnungen schaffen will. Selten haben Designschaffende die Möglichkeit, eine so umfassende Arbeit umzusetzen. Kueng Caputo haben sie ausgeschöpft – und die Lernenden ins Zentrum gestellt.

Sarah Kueng: Zu sehen, wie die Räume gebraucht werden, ist schön. Diese Spuren legen sich auf verschiedenen Ebenen über die Räume. Sie stören nicht, weil das Konzept stark genug ist, um sie aufzunehmen. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich hierherkomme. Was mich heute noch beschäftigt, ist der Kontrast zwischen unserem gesamtheitlichen Blick auf die Schule und dem auf die Baustelle. Wir haben uns viele Gedanken darüber gemacht, was die Gesundheitsberufe bedeuten und wie die Lernenden sich hier wohlfühlen können. Leider konnten wir diese Grundsätze nicht auf die Arbeitsbedingungen der Bauarbeiter anwenden, die über ein Jahr lang einen grossen Teil ihres Lebens hier verbracht haben. Stolz macht mich, dass wir so viele Leute davon überzeugen konnten, mit uns zusammen Neues auszuprobieren. Sie waren bereit, Risiken zu tragen, und haben uns ihr Vertrauen geschenkt. Wir haben es geschafft, fast alle Möbel und Einbauten regional produzieren zu lassen. ●

Bildungszentrum ZAG, 2023
Konradstrasse 14, Winterthur
Eigentümerin, Bauherrin Grund- und Mieterausbau: **UBS Investment Foundation 1**
Mieterin, Bauherrin Spezialausbau und Ausstattung: **Kanton Zürich**
Nutzer: **Zentrum für Ausbildung im Gesundheitswesen (ZAG)**
Design: **Kueng Caputo, Zürich**
Projektleitung: **Michelle Geilinger**
Architektur: **Bednar Steffen, Winterthur**
Totalunternehmer: **Genu Partner, Zürich**
Innenausbau, Holzmöbel: **Thut Möbel, Buchs; Massnahmenzentrum Uitikon**
Metallmöbel: **Metall Werk Zürich**
Licht: **Kueng Caputo; Codes Lite, Zürich, Moos Licht, Luzern**
Kosten Spezialausbau: **Fr. 2,2 Mio.**
Kosten Ausstattung: **Fr. 2,5 Mio.**

Wilkhahn

Occo
Attraktive Vielfalt

Mit Occo haben die Designer Markus Jehs und Jürgen Laub für Wilkhahn erneut ein Produkt hoher Anmutung geschaffen. Die Konstante aller Modelle ist die prägnante Sitzschale, die in einem fliessenden Formverlauf Sitzfläche, Armlehnen und Rückenlehne integriert. Occo ist ab sofort in verschiedenen Gestell- und Polstervarianten sowie sechs Schalenfarben erhältlich.

wilkhahn.ch

Im Klang der Zeiten

Eine von sechs Bronzeglocken im Dufour-Schulhaus in Biel: Sie rhythmisieren den Tag und erinnern an die Ursprünge des Gebäudes. Foto: Dimitri Bähler

Gemeinsam mit einer kleinen Glockenmanufaktur hat Dimitri Bähler die Form der Bronzescheiben entwickelt. Foto: Noémi Soriano

Dimitri Bählers Kunst-und-Bau-Projekt für das Schulhaus Dufour in Biel inszeniert den Klang als fein abgestimmtes, vermittelndes Element. ‹MMXXII› erhält den Hasen in Silber.

Text:
Meret Ernst

Kurz nach Mittag schlagen sechs Glocken energisch und klar durch das Schulhaus Dufour in Biel. Auf jedem Absatz der beiden Treppenhäuser, die das dreigeschossige Gebäude erschliessen, hängt eine Glocke. Die metallischen Klänge reagieren aufeinander und vereinen sich zu sechsstimmigen Melodien. Aufmunternd am Morgen, spielerisch abstrakt am Nachmittag, beruhigt sich die Melodie am Ende des Tages in einem Decrescendo. Es klingt nach Kloster, nach zeitgenössischer Musik – und nach Schulhaus. Man hört zu. Die Glockentöne dauern bis zu 45 Sekunden. Viermal pro Tag erfüllen sie die Treppenhäuser und verebben in den Gängen. Sie gehören zu ‹MMXXII›, einem Kunst-und-Bau-Projekt des Designers Dimitri Bähler.

Lange vernachlässigt, ist das Gebäude im Süden der Bieler Altstadt jüngst vom Büro 3B Architekten saniert worden siehe Hochparterre 7/23. Im Erdgeschoss treffen im weiss geschlämmten Gang bunte Kinderzeichnungen auf mittelalterliche Türstürze, die einst in die Klausen der Johannitermönche führten. Das freigelegte Mauerwerk kündet von den vielen Leben des Gebäudes: Es diente als Kloster, Asyl, Spital und als erstes Bieler Gymnasium. In der ersten und zweiten Etage befinden sich Schulzimmer und eine Aula, die seit 1870 die heutige Nutzung erklären. Auch sie wurden sorgfältig und in Absprache mit der Denkmalpflege instand gesetzt, vom Fischgrätparkett bis zu den Holzverkleidungen.

Im Frühjahr 2022 schrieb die Stadt Biel einen Kunst-und-Bau-Wettbewerb aus. Vier der fünf Eingaben stammten von Kunstschaffenden; für den Designer Dimitri Bähler war es eine Premiere. Die Baugeschichte, das Budget und ein gemeinsamer Rundgang auf der Baustelle skizzierten die Rahmenbedingungen. Ob das Werk drinnen oder draussen zu sehen sein sollte, wurde den Wettbewerbsteilnehmerinnen und -teilnehmern freigestellt.

Bronzescheiben statt Glocken

Zunächst beabsichtigte Dimitri Bähler, den Aussenraum zu bearbeiten, doch beim Rundgang fand er seine Idee, die die Jury überzeugte: eine Klanginstallation, die den Tagesablauf markiert und die Nutzung des ehemaligen Klosters mit der des Schulhauses verbindet. Die Idee eines freihängenden Windspiels verwarf er – zu knapp die räumlichen Proportionen im Treppenauge und eine zu grosse Verlockung für die Schulkinder, es dauernd zu betätigen. Doch statt Glocken konzipierte er Bronzescheiben, die auf jedem Treppenabsatz an der Wand montiert sind und durch je zwei Klanghämmer bespielt werden. Im Westen ergänzt ein Aufzug die Treppe, im Osten ist das Treppenauge offen. Die beiden Treppenhäuser werden so zu zwei unterschiedlichen Klangkörpern.

Doch welche Form hat der Klang? Den von unten nach oben wachsenden Raumhöhen und den Platzverhältnissen folgend, vergrössern sich die Scheiben von 45 über 52,5 bis zu 60 Zentimetern Durchmesser. Die Steuerung bleibt über dem Verputz sichtbar; sie übernimmt die rohe Formensprache von 3B Architekten, die Wasserrohre und elektrische Leitungen sichtbar hält. Was dem späten Zeitpunkt der Kunst-und-Bau-Ausschreibung und der fortgeschrittenen Elektroplanung geschuldet war, sieht Dimitri Bähler nun als Vorteil: Die sichtbaren Leitungen rücken die klingenden Scheiben in die Nähe von Pausenklingeln. Man sieht, woher der Impuls kommt, der den Klang auslöst. Für einen sakralen Raum hätte er diese Lösung allerdings abgelehnt.

Mit Bronzeguss sammelte der Designer 2013 erste Erfahrungen, als er in einem Workshop in Ouagadougou, der Hauptstadt von Burkina Faso, Bronzemasken entwickelte. Und seit seiner Ausbildung an der Hochschule für Kunst und Design in Lausanne kennt er die Fonderie Blondeau in La Chaux-de-Fonds, ein kleines Familienunternehmen, das traditionelle Glocken herstellt. «Wir mussten das Verfahren anpassen. Das Unternehmen hatte gerade einen Generationswechsel hinter sich und stieg auf das Experiment ein. Ausserdem half mir die reiche Erfahrung des Seniors, den Prozess zu optimieren.» Wie eine Kuhglocke klingt, wussten die Giesser. Doch wie klingt eine Bronzescheibe? Und welche Form eignet sich am besten?

Dimitri Bähler war bei jedem Produktionsschritt dabei. Bis alles passte, dauerte es. Im September 2022 begann die Phase des Ausprobierens. Zwischen Ende November und Mitte Dezember stellte das Team die Scheiben im Sandgussverfahren her: Die flüssige Bronze wird in einen mit Sand gefüllten, eigens für diesen Zweck hergestellten Behälter gegossen. Die Gussform entsteht durch den Abdruck des Positivs im Sand.

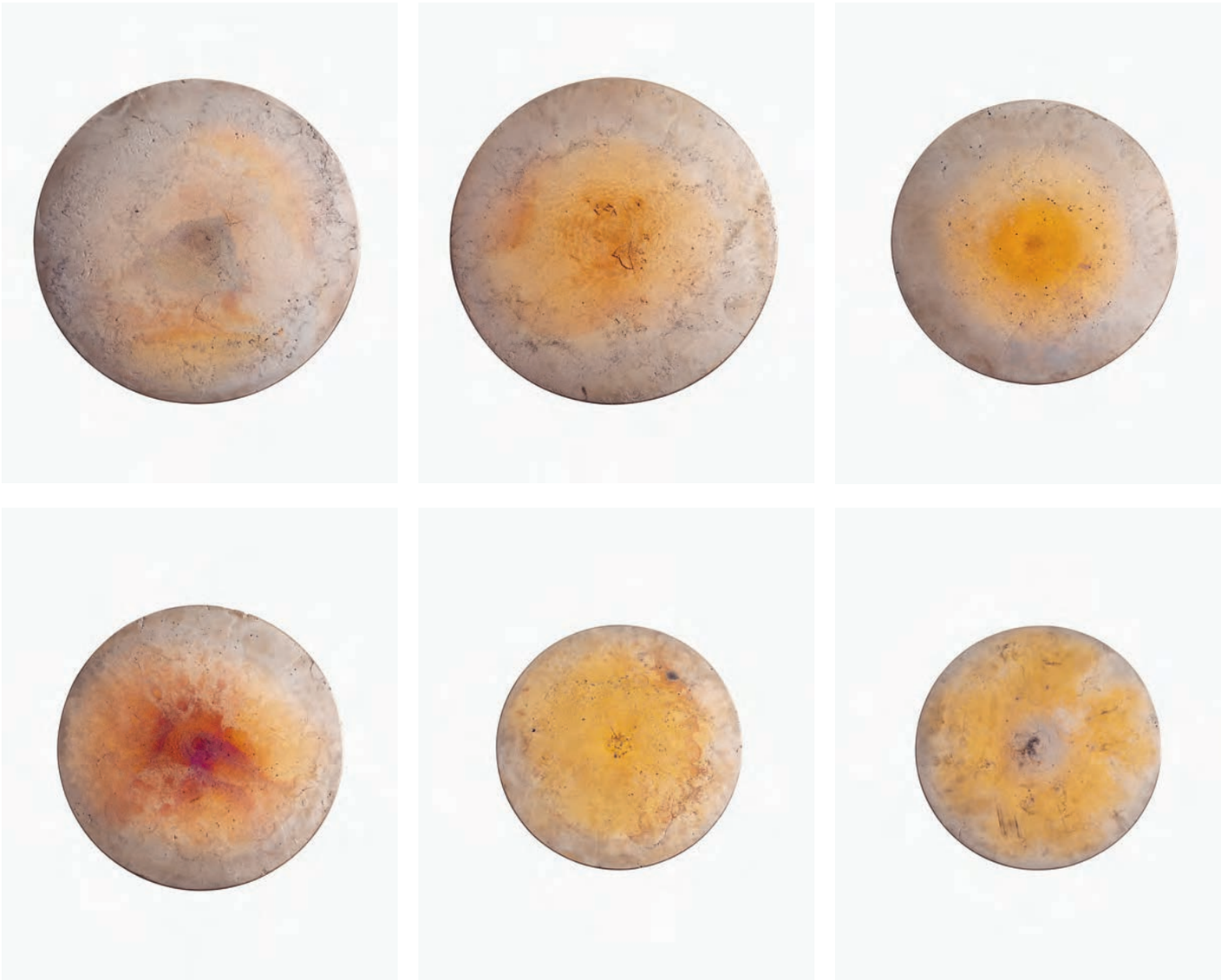
Die Positive sind aus Kunststoff gefertigt, die Behälter aus Holz. «Beide mussten wir mehrfach anpassen. Um ein optimales Ergebnis zu erzielen, verwendeten wir beim Giessen einen Tiegel anstelle der zu weiten Schöpfkelle. Für die beiden grössten Scheiben brauchte es sechs Versuche.» Ins Giessloch auf der Rückseite der Scheiben liess Bähler ein M12-Gewinde schneiden; ein in der Mauer fixierter Stift hält die Scheiben, die bis zu 22 Kilogramm wiegen. Anders als bei traditionellen Kuhglocken, die gebürstet und geschliffen werden, bleibt die Oberfläche der Klangscheiben roh. Sie wird mit der Zeit oxidieren. Die Hitze des flüssigen Metalls hinterlässt Farbwolken in der Bronze, von sanftem Rosa bis hin zu Dunkelviolett und einem Hauch Grün. Jede Scheibe ist ein Unikat.

Klangbilder im Rhythmus des Schulalltags

Klang ist für Dimitri Bähler ein neues Medium. Auch ihn galt es zu gestalten. Der Designer brachte sich eine einfache Programmiersprache bei und begann, die Tonfolge für jede Scheibe zu komponieren mit Klängen, die aufeinander reagieren. Bis die unterscheidbaren Szenen passten, waren zahlreiche Tests nötig. Im Schulalltag rhythmisieren sie den Tagesverlauf, ohne aufdringlich zu wirken, in den ferienleeren Gängen hallen sie nach. Wuseln die Schulkinder herum, treten die Klänge in den Hintergrund. «Im Trubel der Vernissage musste man genau hinhören», sagt Bähler, der die Glocken über sein Mobiltelefon ansteuern kann.

Nicht nur die Programmierung, auch die elektronische Steuerung und die mechanische Umsetzung sollten robust sein. «Ich habe eine Lowtech-Lösung gewählt – aus Budgetgründen, aber auch, damit die Funktion lange überdauert.» Die von ihm entwickelte Mechanik ist hinter einem Messinggehäuse verborgen. Magnetspulen setzen je zwei Hämmerchen in Gang: Pünktlich um 8 Uhr, 13.30 Uhr, 15.20 Uhr und 17.15 Uhr erklingen die Scheiben. Diese Zeiten wurden in Absprache mit den Menschen festgelegt, die in der Schule arbeiten.

Dimitri Bählers Atelier ist keine fünf Gehminuten vom Dufour-Schulhaus entfernt. «Das war ein grosser Vorteil dieses Projekts», sagt er. Die knapp sechs Monate, in denen er es entwickelt hat, waren herausfordernd; es galt, alle Ebenen zu berücksichtigen. Mit ‹MMXXII› hat der Designer schliesslich ein überzeugendes Kunst-und-Bau-Projekt geschaffen. Es kommentiert die Geschichte des Gebäudes, es strukturiert den Schultag – und es lädt dazu ein, den Klängen zu lauschen. ●



Die Metallscheiben unterscheiden sich nicht nur in Grösse und Klang, sondern auch durch die Oberflächen, die langsam oxidieren und neue Farbtöne hervorbringen werden.

Dimitri Bähler Studio
Nach seinem Abschluss an der ECAL eröffnete Dimitri Bähler (35) ein Designstudio in Biel. Er arbeitet mit nationalen und internationalen Firmen zusammen; seine Praxis ist geprägt von der Suche nach einem Gleichgewicht zwischen Einfachheit und Raffinesse. Bählers Werke werden weltweit ausgestellt und sind Teil mehrerer Sammlungen.

‹MMXXII›, 2023
Schule Dufour, General-Dufour-Strasse 22, Biel
Auftragsart: **Wettbewerb, 2022**
Auftraggeber: **Direktion Bau, Energie und Umwelt und Direktion Bildung, Kultur und Sport, Biel**
Konzept und Umsetzung: **Dimitri Bähler, Biel**
Bronzeguss: **Fonderie Blondeau, La Chaux-de-Fonds**
Mechanik: **Cardicchi, Courgenay**
Programmierung: **Bering, Bern**

Den Klängen lauschen
Wie die Glocken zu unterschiedlichen Zeiten klingen, ist zu hören auf: hochparterre.ch/glocken

Die Jury sagt

Klingende Räume

Im Dufour-Schulhaus zeigt sich exemplarisch, wie souverän ein Designer ein Kunst-und-Bau-Projekt einlösen kann. Dimitri Bählers Klanginstallation überzeugt durch handwerkliche, künstlerische und funktionale Qualität. Trotz starker visueller Präsenz integriert sie sich wie selbstverständlich in die Umgebung. Die unpolierten Bronzeoberflächen korrespondieren mit dem rauen Erscheinungsbild des einstigen Klosters, und wie das Gebäude werden sie sich im Lauf der Zeit verändern. Durch den sensiblen Umgang mit dem Bau, seiner Geschichte und Materialität schafft Bähler eine perfekt auf das Haus zugeschnittene Atmosphäre. Indem die Treppenhäuser zu Klangkörpern werden, entsteht ein einzigartiger akustischer Moment: etwas herb, aber nicht hart, differenziert und dadurch zugänglich. ‹MMXXII› zeigt das Potenzial, das entsteht, wenn Designer in die Raumgestaltung eingebunden sind.

Langlebig und leicht zu schreddern

‹Mono[PA6]› heisst der Rucksack, der komplett aus Polyamid 6 besteht und sich als Ganzes rezyklieren lässt. Für den durchdachten Beitrag zur Kreislaufwirtschaft erhält Freitag den Hasen in Bronze.

Text: Marcel Bächtiger, Fotos: Elias Bötticher

Wenn das legendäre Zürcher Unternehmen Freitag ein neues Produkt lanciert, dann geschieht das unterdessen mitunter ganz ohne die Gründer Markus und Daniel Freitag. Vor 30 Jahren nähten die beiden Brüder erstmals gebrauchte LKW-Planen zu Taschen zusammen. Diese wurden zum Standardaccessoire der Zürcher Kreativszene, später zu einem weltweiten Phänomen. Heute ist das Unternehmen holokratisch organisiert, das heisst: Statt Vorgesetzten gibt es Rollen, statt fixer Abteilungen flexible Kreise mit einem gemeinsam definierten Zweck. Aus einem dieser Kreise ist – nomen est omen – der kreislauffähige Rucksack ‹Mono[PA6]› entstanden, der dieses Jahr den Bronzehasen in der Kategorie Design erhält – ganz ohne Mittun oder strategische Anleitung durch das Gründerduo. Statt der Freitag-Brüder haben wir deshalb zwei der massgeblichen Köpfe hinter dem neuen Produkt getroffen: Lis Isenegger, Lead PR, und Anna Kerschbaumer, Lead Products & Services und Co-Company Leader.

Anna Kerschbaumer
Seit 2016 ist Anna Kerschbaumer (38) bei Freitag tätig, wo sie heute die Rollen Co-Company Leader sowie Products & Services Lead einnimmt. Sie hat Design am Istituto Superiore Grafica Moda in Lecco (IT) studiert und den Master in Design an der ZHdK erworben.

Lis Isenegger
Nach Stationen bei der ‹NZZ am Sonntag› und bei IWC Schaffhausen stiess Lis Isenegger (44) im Jahr 2011 zur Kommunikationsabteilung bei Freitag. Heute ist sie dort als Public Relations Lead tätig. Sie hat Publizistik und Betriebswirtschaft an der Universität Zürich studiert.

Freitag wird für das neue Produkt ‹Mono[PA6]› ausgezeichnet – für einen Rucksack, der aus einem einzigen Material besteht und vollständig kreislauffähig ist. Was war der Anstoss zu diesem Projekt?

Anna Kerschbaumer: Die Motivation für alle unsere Entwicklungen findet sich in unserem Unternehmensziel: ‹Intelligent design for a circular future›. Wir versuchen ständig weiterzuentwickeln, was in den 1990er-Jahren mit den Freitag-Taschen aus gebrauchten LKW-Planen begann: das Denken in Kreisläufen.

Lis Isenegger: Seit Langem arbeiten wir bei Freitag nicht nur mit rezykliertem Material, sondern wir bieten auch Reparatur-, Tausch- und Take-back-Services an. Die letzte Lücke des Kreislaufs können wir mit der klassischen LKW-Plane aus PVC aber nicht schliessen – am Ende ihres langen Lebens landet auch eine Freitag-Tasche irgendwann im Abfall. Darum wollten wir als Ergänzung zu den klassischen Freitag-Bags einen vollständig kreislauffähigen Rucksack entwickeln.

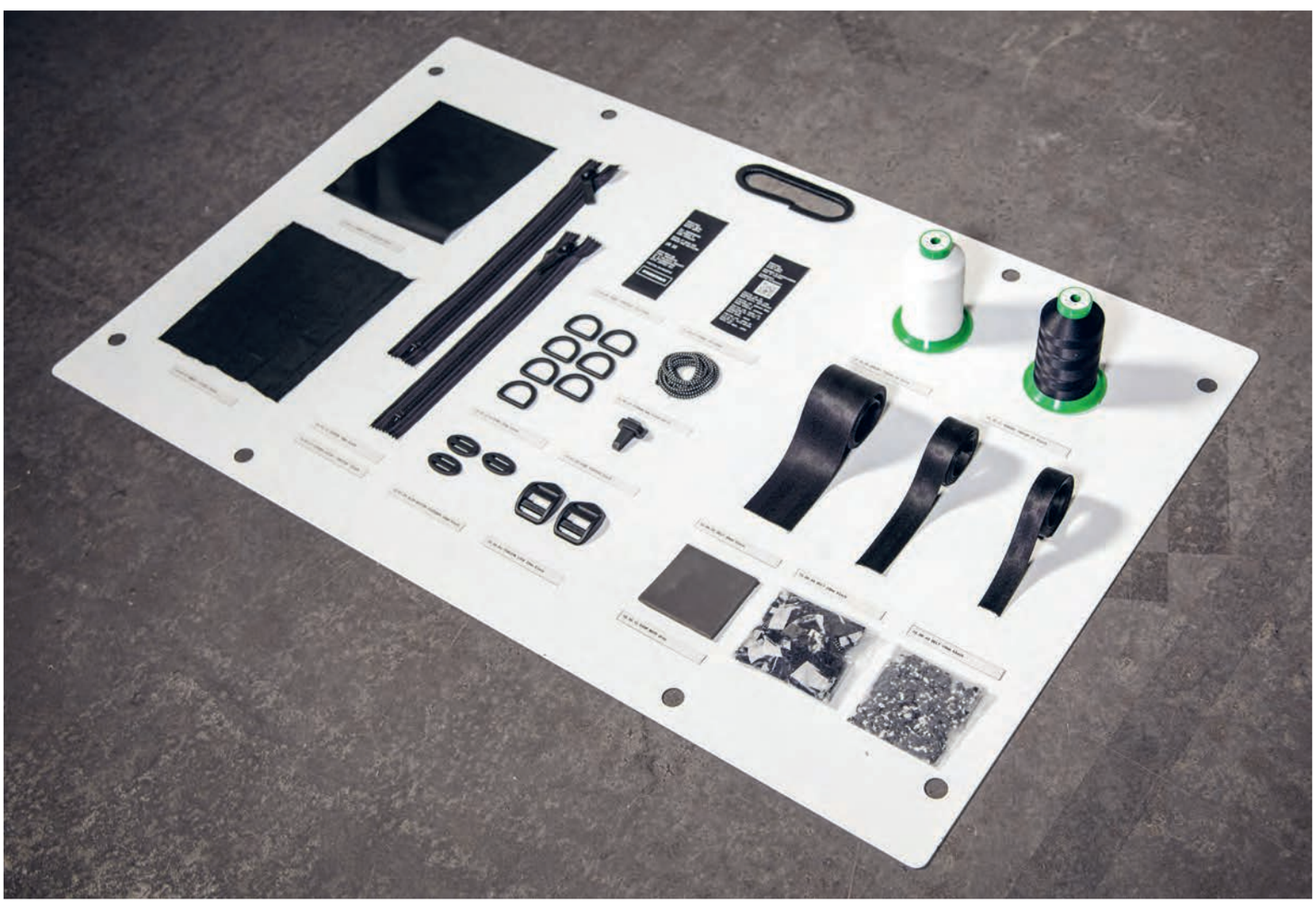
Mit geschlossenen Kreisläufen hat sich Freitag aber schon beschäftigt, bevor es ‹Mono[PA6]› gab.

Lis Isenegger: Ja, wir haben kontinuierlich an unseren Kernthemen geforscht und entsprechende Produkte lanciert. Anfangs widmeten wir uns dem biologischen Kreislauf und lancierten mit ‹F-abric› eine vollständig kompostierbare Kleiderkollektion. Die Kleider bestehen aus nachwachsenden Rohstoffen wie Hanf und Leinen und sind im gewöhnlichen Hauskompost abbaubar. Mit den neueren zirkulären Entwicklungen – der iPhone-Hülle ‹Circ-Case› oder eben dem Rucksack ‹Mono[PA6]› – fokussieren wir nun auf technische Kreisläufe.

Und wie funktioniert so ein technischer Kreislauf?

Anna Kerschbaumer: Das Ausgangsmaterial für das ‹Circ-Case› ist rezykliertes TPU, also thermoplastisches Polyurethan. Es wird aus alten Skischuhen gewonnen, die unser Projektpartner Argo – eine Integrationswerkstatt in Davos – sammelt und schreddert. Das R-TPU wird an der Fachhochschule OST in Rapperswil – einem weiteren Projektpartner – zu Granulat verarbeitet, das dann in der Nähe von Zürich für die Produktion der ‹Circ-Cases› verwendet wird. Die nicht mehr gebrauchsfähigen →

Im Dunkel verschwindend, da noch ein wenig geheim: erste Bilder des neuen Freitag-Rucksacks, der ab Frühling 2024 erhältlich sein soll.



Vom Faden bis zur Schnalle aus demselben Material: Auslegeordnung der Zutaten aus Polyamid 6.

«Eine kreislauffähige Tasche macht noch keinen Kreislauf.» Lis Isenegger

→ ‹Circ-Cases› kommen via unseren Take-back-Prozess zurück zu Freitag und gehen von hier aus wieder nach Davos. Dort werden sie zerlegt, bevor sie dann zurück in den R-TPU-Kreislauf gelangen.

Und das ist das gleiche Prinzip, das nun auch beim Rucksack ‹Mono[PA6]› zum Einsatz kommt?

Anna Kerschbaumer: Genau. Nur ist das Ausgangsmaterial ein anderes. Weil ein funktionaler Rucksack aus vielen unterschiedlichen Komponenten besteht, arbeiten wir beim ‹Mono[PA6]› mit Polyamid 6. Das Material hat uns überzeugt, weil es sehr vielseitig einsetzbar ist. Das Thermoplast kann sich durch Hitze respektive in einem bestimmten Temperaturbereich ganz unterschiedlichen Formen anpassen. Am Anfang steht immer das reiskorngrosse Granulat. Entweder wird es zu einem Faden gezogen, woraus dann Gewebe und verschiedene Textilien entstehen können. Oder das Granulat wird geschmolzen und über Spritzguss in eine bestimmte feste Form gebracht. Für Polyamid 6 spricht auch, dass es im Alltag weit verbreitet ist. Strümpfe, Seile, Fallschirme – das alles besteht aus Polyamid 6. Wenn der Kreislauf skalierbar sein soll, ist es wichtig, dass wir nicht die Einzigen sind, die das Material verwenden, sondern dass in Zukunft auch andere Hersteller am Kreislauf teilnehmen.

Lis Isenegger: Dank der Monomaterialität lässt sich der Rucksack besser im Kreislauf halten. Da alle Komponenten – vom dreilagigen Gewebe über Schnallen und Kordeln bis hin zu den Reissverschlüssen – aus einem einzigen Material bestehen, muss man sie nicht aufwendig auseinandernehmen. Das Produkt lässt sich in einem Stück zerkleinern und schreddern. Damit ist auch kein ressourcenintensives chemisches Recycling erforderlich.

Gibt es bereits vergleichbare Produkte, oder handelt es sich beim ‹Mono[PA6]› um ein weltweites Novum?

Anna Kerschbaumer: Es gibt erste Beispiele auf Polyester-Basis, die aber nicht die gleiche Komplexität aufweisen wie unser wasserabweisender ‹Mono[PA6]›-Rucksack – sie bestehen meistens aus weniger Komponenten und weisen eine minimalistische Umsetzung auf. Die zusätzlichen Funktionen, die einen Rucksack im täglichen Gebrauch erst vielseitig einsetzbar machen, fehlen.

Lis Isenegger: Robustheit, Wetterfestigkeit und Langlebigkeit waren wichtige Aspekte beim Entwicklungsprozess. Taschen, die zwar kreislauffähig, aber nicht wasserdicht sind, wären für unsere Kundschaft nicht denkbar. Ein weiterer Punkt: Eine kreislauffähige Tasche allein macht noch keinen Kreislauf. Wenn man als Hersteller nicht dafür sorgt, dass Produkt und Material zurückkommen und dass der Recyclingvorgang einfach und wirtschaftlich ist, dann bleibt die Zirkularität bloss Theorie. Dass der Kreislauf auch in der Praxis funktioniert, steht bei uns deshalb am Anfang des Produktentwicklungsprozesses.

Für einen funktionierenden Kreislauf braucht es eine entsprechende Logistik, aber auch das Mittun der Kundschaft. Freitag hat viele Erfahrungen mit dem Repair-Service für die Taschen und neu auch mit dem Take-back der Handyhülle gesammelt. Wie oft wird Letzteres tatsächlich genutzt?

Anna Kerschbaumer: Das ‹Circ-Case› haben wir im Sommer 2022 lanciert. Da wir, abhängig von den neuen iPhone-Modellen, mit etwa drei Jahren Nutzungsdauer rechnen, sind die meisten Hüllen noch im Einsatz. Aber die ersten ‹Circ-Cases› finden über unseren Take-back-Prozess nun tatsächlich zurück zu uns – entweder über die Stores oder über die etablierten Versandwege.

Lis Isenegger: Entscheidend ist die Kommunikation, die Sensibilisierung der Kundinnen und Kunden dafür, dass auch sie Teil des Kreislaufes sind. Wer ein Produkt kauft, wird darüber informiert, wo und wie es zurückgebracht werden kann. Auch die Registrierung der Produkte ist wichtig, denn sie erlaubt uns, dass wir der Kundschaft einen Reminder zu unserem Take-back-Service schicken können. Ausserdem ist die Materialität gut ersichtlich auf den Produkten ausgewiesen. So weiss auch ein späterer Besitzer, um welches Material es sich handelt und wie man es in den Kreislauf zurückführen kann. Und wir hoffen natürlich, dass wir bald nicht mehr die Einzigen sind, die Polyamid-6-Produkte herstellen und zurücknehmen, sondern dass es in Zukunft einmal ein Netzwerk gibt. Zirkularität funktioniert nur in Partnerschaft.

Anna Kerschbaumer: Gleichzeitig muss man daran erinnern, dass vor der Rücknahme möglichst viele Nutzungszyklen stehen sollten: reparieren, teilen, weitergeben. Sinnvollerweise findet das Produkt erst am Ende eines langen Wegs zum Take-back. Darum ist die Robustheit des Produkts ein entscheidender Aspekt.

Ist das Material so robust und langlebig wie die gute alte Lastwagenplane? Anders gefragt: Soll ‹Mono[PA6]› dieselben Menschen ansprechen wie der klassische Messenger-Bag?

Die neue Interior Kollektion ist da!

Interior 2.3 | Essential

For you to create

Fundermax

Fundermax Swiss
infoswiss@fundermax.biz
www.fundermax.com

FSC

Anna Kerschbaumer: Ja, ‹Mono[PA6]› richtet sich explizit auch an die Fahrradfahrer. Die Musette vorne auf dem Rucksack ist eine Referenz auf die Velokultur. Diese kleine Tasche für Getränke und Snacks, die man von Radrennen kennt, kann man abnehmen und umhängen – oder eben am Rucksack fixiert lassen.

Gab es, abgesehen von der Idee der Zirkularität und den funktionalen Anforderungen, auch bestimmte ästhetische Ziele? Soll der ‹Mono[PA6]› trotz fehlender Lastwagenplane als Freitag-Produkt erkennbar sein?

Lis Isenegger: Es handelt sich um ein neues Materialkapitel, das durch seine Orientierung an Kreisläufen einerseits in der Tradition von Freitag steht, andererseits aber auch seine eigene Designsprache verdient. So war es zum Beispiel kein Thema, sich an die Farbigkeit und die Ästhetik der klassischen Freitag-Taschen anzulehnen, die der Rekontextualisierung eines Transitmaterials geschuldet ist. Aus der selbstauferlegten Beschränkung auf ein einziges kreislauffähiges Material ergibt sich ein ganz eigener, reduzierter Look.

Anna Kerschbaumer: Der Reiz des Unikats, das die Freitag-Taschen auszeichnet, fällt zwar weg. Interessanterweise hören wir aber auch von vielen Menschen, dass sie unsere Philosophie und unsere Werte zwar sehr schätzen, die Produkte aber zu bunt oder zu laut finden. Wir wissen also, dass wir mit einem zurückhaltenden Design, mit einem kleinen Logo und nur einer Farbe durchaus Leute ansprechen, die sich für Freitag interessieren.

Schon länger tüftelt Ihr auch an rezyklierbaren Lastwagenplanen, also am klassischen Freitag-Material. Wo steht da die Entwicklung?

Lis Isenegger: Tatsächlich fahren wir auf zwei Schienen, um den technischen Kreislauf zu schliessen. ‹Mono[PA6]› bedient mit drei Jahren Entwicklungszeit die schnelle Schiene. Die zirkuläre Plane ist das längere und komplexere Projekt. Zwar sind wir «nur» die Letztverwerter und Lebensverlängerer der LKW-Plane, aber dennoch wünschen wir uns für unsere Taschen ein Material, das am Ende des Lebenszyklus nicht im Abfall landen muss. Wir haben wichtige Player aus der europäischen Transport- und Planenindustrie an einen Tisch gebracht, um das Problem gemeinsam und über die ganze Herstellungskette gesehen anzugehen. Wenn es gelingt, ein kreislauffähiges Material zu entwickeln, das robust genug ist, um als LKW-Plane zu taugen, dann reicht der Wirkungskreis weit über unsere Taschen hinaus. Wir sind jetzt so weit, dass wir zwei Prototypen aus unterschiedlichen Materialien auf der Strasse testen. Im Frühling 2024 wird eine kleine Flotte von Lastwagen mit kreislauffähigen Planen herumfahren. Es ist ein abenteuerlicher Ausflug in die uns vorgelagerte Industrie. ●

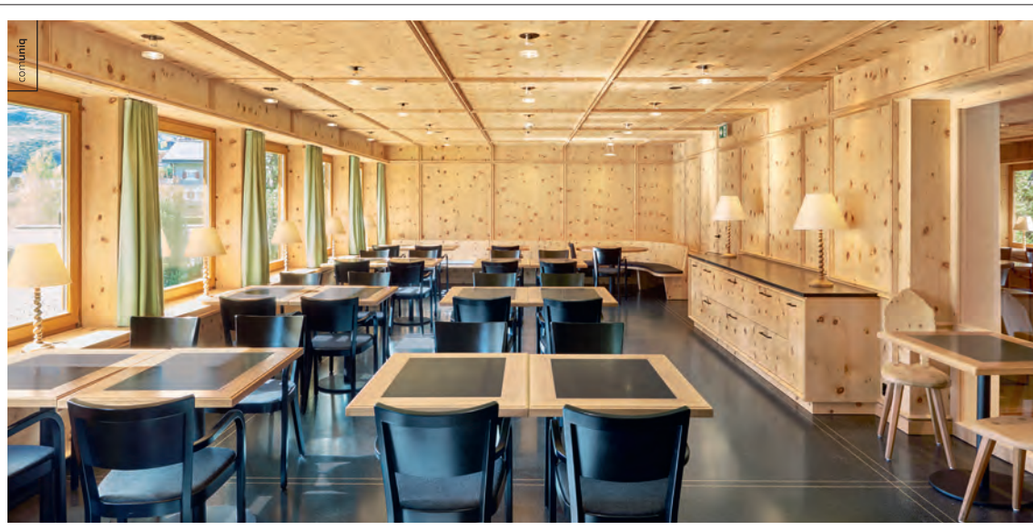
Die Jury sagt

Neue Prozesse angestossen

Der robuste Rucksack ‹Mono[PA6]› besteht von der Schnalle bis zum Stoff vollständig aus Polyamid 6, ohne dadurch an Funktionalität einzubüssen. Damit lässt er sich als Ganzes rezyklieren. Ästhetisch bleibt er durch die charakteristischen Gurte in der Freitag-Identität verwurzelt, ansonsten löst er sich aber von der visuellen Sprache seiner Vorgänger. Technische Raffinesse kompensiert materielle Einschränkungen, eine reduzierte Designsprache unterstreicht die eigenständige Position des Rucksacks, der kein Unikat, sondern Massenware ist – im besten Sinn. Denn hinter dem Produkt steht ein konsequent durchdachter Herstellungs- und Recyclingprozess, der eine hohe Skalierbarkeit erlaubt. Damit übernimmt Freitag Verantwortung für das eigene Handeln und zeigt, wie sich die Lücke zwischen linearer und zirkulärer Wirtschaft schliessen lässt.

«Wenn der Kreislauf skalierbar sein soll, ist es wichtig, dass in Zukunft auch andere Hersteller daran teilnehmen.» Anna Kerschbaumer

‹Mono[PA6]› Backpack
Zirkulärer Rucksack
Design: **Freitag, Zürich, in Co-Kreation mit Jeffrey Siu (UK)**
Entwicklung: **Freitag und Hermin Textile Co. (Taiwan)**
Hersteller: **Aerotact TN Co. (Vietnam)**
Material: **Polyamid 6**
Preis: **ca. Fr. 350.–**



Architektur: Tilla Theus und Partner AG

MEIERZOSSO
Praxisplanung · Innenausbau · Küchen

Meier-Zosso AG
Bruggacherstrasse 12
CH-8117 Fällanden
Telefon 044 806 40 20
kontakt@meierzosso.ch
www.meierzosso.ch

In der Kunstgiesserei St. Gallen sind die Lettern aus Aluminium entstanden. Foto: Atlas Studio

Nimmt die Schülerinnen im Empfang: die Kunst-und-Bau-Installation im Foyer.

‹Campus Glattal› in Zürich Oerlikon: Der Schriftzug kontrastiert die kühle Fassade. Fotos: Lukas Murer

Fehlertoleranz

Schulraum ist in Zürich knapp. Deshalb nutzt die Stadt auch leerstehende Bürobauten um. So geschehen in Oerlikon, wo seit August Schülerinnen und Schüler in einem ehemaligen Gebäude der Firma Holcim die Oberstufe besuchen.

Das Architekturbüro Eloise C. Baumann hat den Umbau des 2002 erstellten Hauses übernommen und das Designbüro Atlas Studio beauftragt, eine Signaletik zu entwerfen. Entstanden sind ein grosser Schriftzug über dem Eingang, eine Kunst-und-Bau-Installation im Foyer, Stockwerkzahlen im Treppenhaus und eine Typografie für die Beschriftung der verschiedenen Räume.

Wer den Weg durch den Verkehr und die Baustellen im Norden von Zürich findet und vor der kühlen Glasfassade steht, wird empfangen vom Schriftzug ‹Campus Glattal› in grossen, aus Aluminium gegossenen Lettern. Farbe und Material passen sich dem nüchternen Gebäude an, Form und Ausdruck setzen einen Kontrast.

Am Anfang standen kleine Handskizzen und typografische Versuche – als hätte jemand etwas ungelenk und übermotiviert mit Zeichenstift und Schablone hantiert. Die Designer haben die Skizze in die dritte Dimension aufgeblasen, in der Kunstgiesserei St. Gallen von Hand auf Formkästen übertragen und in Sand gegossen. Den Rohguss liessen sie unbehandelt, was die unregelmässige Ästhetik der Buchstaben verstärkt.

Der Kontrast zur cleanen Fassade war aber nur eins der Ziele. Die verwackelte Optik ist auch eine Nachricht an die Schülerinnen und Schüler. «In diesem Alter braucht man Raum, um Dinge auszuprobieren, sich zu suchen und zu finden», sagt Jonas Wandeler, der mit seinen beiden Kollegen Martin Andereggen und Claudio Gasser seit zwölf Jahren das Studio Atlas bildet. Die wackligen Buchstaben zeigen den Jugendlichen: Fehler machen ist erlaubt, nicht alles muss perfekt sein.

Im Foyer vermittelt das Studio eine zweite Botschaft: An der Wand gegenüber vom Eingang hängen oben in den gleichen gegossenen Lettern die Worte ‹Ich, Du, Es, Wir, Sie›. Die Installation nimmt die Schülerinnen und Schüler im Gebäude in Empfang und soll ihnen ein Gefühl von Zugehörigkeit und Diversität vermitteln.

Während der Bau neuer Schulanlagen in der Stadt Zürich oftmals mehr Zeit und Geld erfordert als geplant, gehen Umnutzungen rascher und flexibler vor sich. Das hat Atlas Studio auch in der Umsetzung des Projekts erfahren: Die zügige Arbeitsweise aller Beteiligten habe auch ihnen geholfen, ihr Design zielstrebig und fokussiert zu realisieren. **Urs Honegger**

Signaletik Schule ‹Campus Glattal›, 2023
Hagenholzstrasse 85, Zürich
Design: **Atlas Studio, Zürich**
Auftraggeber: **Eloise C. Baumann Architekten, Zürich; Amt für Hochbauten, Stadt Zürich**
Produktion: **Kunstgiesserei St. Gallen; Tafelwart, Zürich; Stoll Reklame, Effretikon**
Kosten: **ca. Fr. 82 000.–**

Marie Schumanns Jacquardgewebe erinnert an ein digitales Gebilde, das materialisiert und dadurch greifbar wird.

Gewebter Glitch

Verlieren wir den roten Faden, verzetteln wir uns: Die deutsche wie auch die englische Sprache sind durchzogen von Begriffen, deren Ursprünge in der Textilproduktion liegen. So starren wir auf Screens und Displays oder verirren uns im World Wide Web. Dass viele dieser Begriffe heute digital konnotiert sind, ist wohl kein Zufall: Immerhin war es der Jacquardwebstuhl, der den Computerpionier Charles Babbage zur lochkartengesteuerten Rechenmaschine inspirierte. Die Weberei war quasi Wegbereiterin der digitalen Revolution.

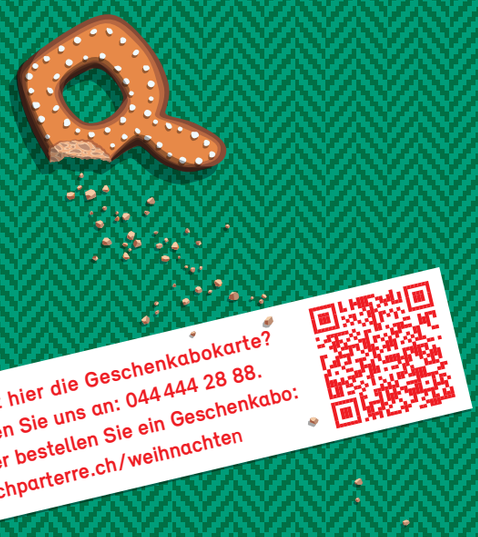
«Unsere Sprache zeigt, wie eng unser menschliches Leben mit der Textilherstellung verwoben ist. Doch weil Prozesse heute abstrakter sind und dezentralisiert wurden, haben wir viel Wissen darüber verloren», sagt Marie Schumann. Die 32-jährige Künstlerin und Textildesignerin reizt in ihrem Schaffen die Grenzen der industriellen Weberei aus. Sie reagiert damit auf das heutige Wirtschaftssystem, das zu Massenproduktion, Werteverlust und einem sinkendem Bewusstsein für Herstellungsprozesse geführt hat.

Am Webstuhl erschafft sie textile Strukturen, die für sich selbst stehen – ohne funktionale Eigenschaften erfüllen zu müssen. Der Prozess beginnt meist mit einem digital verfremdeten Foto und einer Auswahl verschiedener Garne, etwa Schrumpf- oder Papiergarn. Dann setzt das ein, was Schumann ihr «technisches Gehirn» nennt: Es prognostiziert, welche Effekte die verschiedenen Strukturen auslösen, die sie den Flächen auf ihren Bildern zuweist. Jedes Pixel bestimmt einen Faden. Je mehr Strukturen, Farben und Garne, desto komplexer das Gewebe.

Zum Weben fährt die Gestalterin meist zu Tisca Tiara nach Bühler. Die Kooperation mit dem Appenzeller Textilunternehmen ist elementar für sie, weil ihre Werke aufeinander aufbauen und vieler Iterationen bedürfen: «Tisca gewährt mir grosse Freiheit», sagt Schumann, «dadurch kann ich Risiken eingehen.» Nicht alle Effekte lassen sich voraussagen, manche werden erst auf den zweiten Blick sichtbar. Etwa die Lichtreflexe: Sie entstehen, weil sich die Hinterseite der eingewebten Hohlkammern beim Bügeln zusammenzieht, sodass sich das Garn der Vorderseite nach oben wölbt. Ein landschaftsähnliches Gebilde entsteht. Es erinnert an einen 3-D-Scan – mit entsprechenden Glitches und Unschärfen. Schumann lässt in ihren Textilien altes Handwerk mit Digitalästhetik verschmelzen: «Sie verraten die materielle Realität, in der wir leben.» Und sie zeigen, wie vielschichtig Textilien sind, vom Sweatshop-Top bis hin zur schönsten Handwerkskunst.

Mirjam Rombach, Foto: Alexander Schlosser

Jacquardgewebe ‹Monofil Fold›,
Entwurf: **Marie Schumann**
Ausführung: **Marie Schumann; Tisca Tiara, Bühler AR**
Material: **Monofil, Polyester, Trevira CS**
Format: **200 × 140 cm**


Fehlt hier die Geschenkabokarte?
Rufen Sie uns an: 044 444 28 88.
Oder bestellen Sie ein Geschenkabo:
hochparterre.ch/weihnachten

Landschafts-architektur

Jury

Tanja Gemma
Die Landschaftsarchitektin Tanja Gemma (43) ist Mitinhaberin des Ateliers Oriri in Luzern. Als Landschaftsexpertin beim Bundesamt für Umwelt und Mitglied diverser Fachgremien engagiert sie sich für die Förderung der Baukultur und einen nachhaltigen Umgang mit der Landschaft.

Stephan Herde
Der Landschaftsarchitekt Stephan Herde (51) ist Mitinhaber des Büros Krebs und Herde in Winterthur. Das Landschaftsarchitekturbüro gewann 2022 den goldenen Hasen für den Science-Park Technorama in Winterthur.

Federico Scopinich
Der Raum- und Landschaftsplaner Federico Scopinich (43) ist Büroleiter bei LAND Suisse, einer Gesellschaft der LAND-Gruppe mit Sitz in Lugano.

Craig Verzone
Der Landschaftsarchitekt Craig Verzone ist Mitgründer des kollaborativen, multidisziplinären Büros Verzone Woods Architectes in Vevey, das seit 1995 besteht. Er unterrichtete an der Harvard Graduate School of Design in Cambridge und ist Co-Autor des 2021 erschienenen Buchs ‹Food Urbanism›.

Maarit Ströbele
Hochparterre-Redaktorin Maarit Ströbele (43) leitete zum zweiten Mal die Jury in der Kategorie Landschaftsarchitektur. Sie hat in Zürich, Turin sowie Florenz Politikwissenschaft studiert und an der ETH einen MAS im Fachbereich Raumplanung erworben.

Das Kiessubstrat in den Höfen ist mit Samen gemischt und wird immer grüner.

Von beiden Seiten ragen Grüninseln mit Bäumen in die zentrale Gasse.

Den Dichtewolf zähmen

Der goldene Hase für Landschaftsarchitektur geht an das Büro Approches. Mit seinem Innenhof eines Blockrands in Lausanne vereint das Büro Dichte, hohe Ansprüche und Grün.

Text: Maarit Ströbele, Fotos: Nicolas Delaroche

In den beiden Hofhälften ist Platz zum Spielen.

Tisch und Bank laden zum gelegentlichen gemeinsamen Mahl.

Der italienische Cantautore Lucio Dalla sang vor 30 Jahren von einer Frau, die einen Wald durchquert und sich auf einer Lichtung, wo in der Sommerhitze die Zikaden zirpen, ihren Geliebten trifft. Auf einen solchen lichten Wald mit Blumen im Unterholz, der nicht zuletzt auch die immer heisseren helvetischen Sommer etwas runterkühlen soll, treffen wir in einem Innenhof des Lausanner Neubauquartiers Plaines-du-Loup. Oder wie man es mit Lucio Dallas Refrain zusammenfassen könnte: «Attenti al lupo – living together», im Musikclip vorgetragen im sehr vollen, leicht desolaten Zirkuszelt.

Kommt man vom neuen Quartierpark Parc du Loup, zeigen einem das Betonpflaster am Boden sowie ein breiter Einschnitt zwischen den beiden Blockrändern mit Café und Restaurant, wo es ins neue Quartier hineingeht. Doch eine Schneise, die es so schnell wie möglich zu durchqueren gilt, ist der Weg durch die ‹Pièce urbaine E›, eines der fünf Planungsfelder der ersten Planungsetappe des neuen Stadtquartiers, nicht. Baumgruppen unterbrechen den Weg von beiden Seiten her. In der Mitte wird er zum Quartierplatz mit Brunnen. Gegen Norden verengt sich der Freiraum wieder, mündet in eine Strasse und in den Vorplatz des neuen Schulhauses. Und was ist links und rechts zu sehen? So klar ist die Besucherführung durch die Gasse, dass die beiden intimeren Teile des Hofs mit weicher hügeliger Geländemodellierung und dichter Baumpflanzung der eiligen Durchschreiterin erst gar nicht auffallen. Sofort wird deutlich: Dort wird es privater. Kinder spielen, Velos werden parkiert, am Tisch wird gepicknickt, und vor allem geniessen die Anwohnerinnen und Anwohner aus ihren Fenstern den Blick ins Grün der vielen Bäume. Von der Mitte des Hofs aus betrachtet, fällt erst einmal die Dichte auf. Die Zuschauerränge sind gut gefüllt: Bis zu neun Wohngeschosse ragen empor, gegen Norden sind es mehr, gegen Süden weniger, so dass Licht in den Hof fällt.

Dichter als die Genfer Innenstadt

Fünf Bauträgerschaften teilen sich das Baufeld: die beiden Genossenschaften Le Bled und La Meute, zwei private Vermietungsgesellschaften namens Logement Idéal und Caisse Inter-Entreprises de Prévoyance Professionnelle sowie die Stockwerkeigentümergemeinschaft Jaguar Realestate. Fünf Architekturbüros bestimmten die Formensprache und Ausgestaltung der Wohnbauten siehe Hochparterre 11/2023. 343 Wohnungen grenzen an den Hof, nur wenige davon liegen im Parterre, das zumeist anders genutzt wird. Geht man von einer durchschnittlichen Belegung von 2,1 Personen pro Wohnung aus, ergibt das 720 Personen auf einem Areal von circa 12 000 Quadratmetern. Das entspricht circa 59 000 Einwohnerinnen pro Quadratkilometer. Zum Vergleich: Im Lausanner Stadtzentrum sind es circa 10 260, in Genf 12 796, in Zürich-Oerlikon 8819 und im dichtesten Stadtviertel von Europa, L'Hospitalet de Llobregat bei Barcelona, 70 000. →

Der mit dem goldenen Hasen prämierte Innenhof gehört zur ‹Pièce urbaine E›, die Teil des neuen Stadtquartiers Plaines-du-Loup in Lausanne ist.

→ Die ‹Pièce urbaine E› in Lausanne ist also sehr dicht. Und das ist in der Schweiz selten. Zwar relativiert sich die Dichte mit dem Blick auf die Umgebung: Das Areal liegt im Zentrum des neuen Quartiers, und gleich daneben findet sich der neue Parc du Loup. Ausserdem sind die anderen Baufelder der Plaines-du-Loup wie auch die älteren Stadtquartiere rundherum weniger dicht bewohnt.

Dennoch ist die Herausforderung für die Landschaftsarchitektur gross: Wie soll man mit der Dichte umgehen? Wie können die Freiräume auf die baulichen Gegebenheiten reagieren, so dass ein angenehmer Raum für die Anwohnerinnen entsteht, der zugleich auch Fusswegverbindung durchs ganze Quartier ist? In der starken Struktur steckt die Qualität des Freiraumprojekts. Dass es möglich war, trotz unterschiedlicher Bauherrschaften einen einheitlichen Hofraum zu gestalten, ist eine Stärke des Planungsverfahrens für das neue Stadtquartier. Die Landschaftsarchitektur spielte von Anfang an eine wichtige Rolle, die Bauherrschaften wollten den Hofraum gemeinsam planen. So war das Projekt für den Hof schon fertig, bevor klar war, wie die Gebäude rundherum genau am Garten ankommen würden. Wo die Volumen vorspringen und wo zurück, war noch nicht definiert, ebenso wenig die genaue Lage der Hauseingänge. Nur die Durchwegung und die Fläche standen fest. Also entwarf das Lausanner Büro Approches einen Hofgarten, der sich am Rand anpasst.

Überzeugungsarbeit war nötig

Für den zentralen Weg durchs Neubauquartier war zuerst Ortbeton vorgesehen, doch im Projektverlauf wurde ein poröser Bodenbelag möglich. Daher liegen hier jetzt Betonpflastersteine zwischen chaussierten, mit Föhren und Eichen bepflanzten Baumrabatten. Diese Baumarten wie auch die Pflastersteine wurden im Masterplan als durchgehendes Gestaltungselement für die öffentlichen Fusswege in ganz Plaines-du-Loup bestimmt. Die intimeren Bereiche in den beiden Hofhälften sind grün, mit viel Bäumen und Sträuchern. Prägendes Landschaftselement ist die hügelige Geländemodellierung, die auch über das Gefälle im gesamten Hof hinwegspielt. Dort finden sich Spielelemente für Kleinkinder, dazwischen Wege und jeweils pro Hof ein bis zwei Tische mit Bänken. «Die Bepflanzung und die Gestaltung sind sicherlich etwas unorthodox, was erst Überzeugungsarbeit bei Bauherrschaften und Anwohnenden brauchte», so Landschaftsarchitekt Jonathan Musy. In den Höfen gibt es keine verschiedenen gepflasterten Wege, dafür Kies in unterschiedlichen Grössen auf den Wegen, den Hügeln und in den Beeten mit Sträuchern und Stauden.

Mehr Bäume!

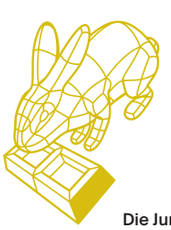
Statt der im Masterplan geforderten 25 Bäume pflanzte Approches 70. Einige Bäume haben eine lichtere Krone und lassen Sonne durch, andere sind schattiger. Statt wie ursprünglich vorgesehen nur einheimische Bäume zu setzen, wurde das Bepflanzungskonzept angepasst, und hitze- und trockenbeständige Eichenarten wurden hinzugefügt. Nur wenige der neuen Bäume sind eingegangen, was bemerkenswert ist für eine Neupflanzung. Der Grund: Die Wuchsbedingungen für die Gehölze sind optimal, da der Hof sozusagen eine einzige grosse Baumgrube ist.

Der Boden absorbiert das Regenwasser, es gibt fast keine Meteorwasserableitung. Der Hof ist nicht unterkellert, was heute bei Bauprojekten in dieser Grössenordnung selten ist. Die Autos befinden sich denn auch in einem grossen Parkhaus am nördlichen Quartierrand. Damit wird nicht nur Platz für Menschen über der Erde geschaffen, sondern auch Platz für die Wurzeln der Pflanzen. Die Bebauungsdichte bringt aber dennoch eine hohe Dichte an Werkleitungen mit sich: Fluchttunnel aus Luftschutzkellern, Wasseranschlüsse und Ableitungen sowie Heizungsleitungen für die Geothermie durchziehen den Hof und schränken die Gestaltung weiter ein, ebenso Feuerwehrzufahrten und Restaurantvorplätze. Das führt leider auch zu unästhetisch herausstechenden Schachtdeckeln.

Dicht und mit grüner Aussicht

Die Struktur des zentralen Wegs und der grünen Höfe wurde bewusst gewählt, um einerseits einen öffentlichen Ort zu schaffen, andererseits aber auch, um auf die Ruhe- und Erholungsbedürfnisse der Anwohnenden einzugehen. Der Gedanke dahinter: Wer so dicht wohnt, möchte gerne einen Ausblick ins Grüne geniessen. Es geht also um ein angenehmes Wohnumfeld. Aussen herum liegen Strassen (und tendenziell eher Schlafräume), innen der Hof (und die gemeinschaftlichen Zimmer der Wohnungen wie Küchen und Wohnzimmer). Schon jetzt zeigt sich: Die eher privateren Hofbereiche scheinen auch als solche wahrgenommen und genutzt zu werden. Jedenfalls gab es bisher noch keine nennenswerten Konflikte. Vielleicht gibt es auch in Zukunft Veränderungen? Die Planung dauerte lange, vielleicht würde einiges heute auch anders: «Wir würden heute auf der zentralen Achse mehr Grünflächen anlegen und mehr Bäume pflanzen», so Jonathan Musy.

«Attenti al lupo», singt Lucio Dalla. Man soll sich vor Gefahren in Acht nehmen und sie als Herausforderung sehen, im Leben – und eben auch in der Landschaftsarchitektur beim Umgang mit hoher Bebauungsdichte. Den Dichtewolf gilt es zu zähmen. Approches zeigt, wie das gehen kann, mit aller Komplexität und mit einem Kontrastprogramm der grünen Ruhe, deren spielerische Details erst von Nahem sichtbar werden. ●



Die Jury sagt

Dichte formen

Die Hofgestaltung auf der ‹Pièce urbaine E› im Lausanner Quartier Plaines-du-Loup liefert eine einfache Lösung für eine komplexe Fragestellung: Wie umgehen mit hoher Dichte? Auf den 12 000 Quadratmetern des Areals wohnen rund 720 Menschen in Häusern mit bis zu neun Stockwerken. Das Landschaftsarchitekturbüro Approches verbindet die heterogene Hofrandbebauung mit einem einheitlich gestalteten Garten. Je dichter und grüner die Pflanzen, desto privater der Raum. Überall kann Wasser versickern, im Grün und zwischen den Steinen. Wegweisend für ein städtebauliches Projekt dieser Grösse: Der Hof ist nicht unterkellert und das Substrat überall einen Meter tief eingebaut. Diese guten Voraussetzungen für gut wachsende Gärten sind nicht zuletzt der wichtigen Rolle der Landschaftsarchitektinnen und -architekten in der Quartierplanung zu verdanken.

Innenhof der ‹Pièce urbaine E›, 2023
Rue des Plaines-du-Loup, Lausanne VD
Bauherrschaft: Wohngenossenschaften: Le Bled, La Meute; private Gesellschaften: Logement idéal, Caisse Inter-Entreprises de Prévoyance Professionnelle (CIEPP); Stockwerkeigentümergemeinschaft: Jaguar Realestate, Lausanne
Landschaftsarchitektur: Approches, Lausanne
Architektur und Städtebau: Tribu, L-Architectes, CBMM, Lausanne; LRS architectes, Genf

1 Hofteil Ost: Spielelemente aus Holz
2 Brunnen
3 Zentrale Gasse, Grüninseln mit Föhren und Eichen
4 Hofteil West: Spielelemente aus Metall und Stein

Lausanne hat Grosses vor
‹Métamorphose› heisst eines der grössten Stadtumbauprojekte der Schweiz. Das Lausanner Quartier Plaines-du-Loup ist ein wichtiger Teil davon. Bis 2030 werden am Nordwestrand der Stadt 10 500 Menschen wohnen und 4500 Arbeitsplätze bereitstehen – und all das kombiniert mit öffentlichen Freiräumen und zeitgemässen Sportanlagen. Es geht um Umwandlung des Bestehenden: Das sogenannte Écoquartier wird auf ehemaligen Sportplätzen gebaut. Die Planung ist komplex und mehrstufig. Die erste Bauphase, die die Baufelder A bis E betrifft, steht kurz vor dem Abschluss.

Approches
Approches ist der neue Name des Lausanner Landschaftsarchitekturbüros Hüsler & Associés und zugleich Leitmotiv des Büros, das auf komplexe Projekte spezialisiert ist. Gegründet wurde es von Christoph Hüsler, heute wird es von Tristan Bonani (46), Jonathan Musy (33) und Pauline Jochenbein (32) geleitet.

Gewinnerinnen des silbernen Hasen 2023: Isabelle Duner (in Weiss) und Martina Voser (in Grün), Co-Geschäftsleiterinnen des Zürcher Büros Mavo Landschaften

Lockrufe und Leichtigkeit

Lange Planung und kleine Eingriffe: Im Zürcher Hochschulquartier hat Mavo Landschaften halböffentliche Gärten durchgängig und zugänglich gemacht. Dafür gibt es den silbernen Hasen.

Text: Karin Salm, Fotos: Markus Frietsch

Im Rahmen der Planung des Hochschulquartiers Zürich stellte sich seit Beginn die Frage, wie mit den Grünräumen im Hochschulquartier im Zentrum von Zürich umgegangen werden soll. Den Schatz schliesslich gehoben hat das Landschaftsarchitekturbüro Mavo Landschaften. Wie ihm das gelang, erzählt Martina Voser, Inhaberin und Co-Geschäftsleiterin von Mavo, im Gespräch.

Zwischen Hirschengraben und Künstlergasse in Zürich ist das Grün dicht, vielfältig und kleinteilig. Ein Paradies!

Martina Voser: Es ist tatsächlich eine Sammlung von kleinen Paradiesen, ‹Secret Gardens›, Sehnsuchtsorten. Es ist dort nicht nur unglaublich grün, es gibt auch viele verschiedene Welten. Auf kleinstem Raum kann man sich auf gärtnerische Welt- und Zeitreisen begeben und viel entdecken. Ich fand es wunderbar, dort arbeiten zu dürfen und immer wieder die Baustelle zu besuchen. Allerdings erstaunt es mich, wie wenige Leute diese Gärten kennen.

In den Projektunterlagen schreiben Sie: «Alles schon da. Es gilt nur, diese vorgefundenen Qualitäten sorgfältigst zu aktivieren.» Sie sagen «sorgfältigst». Nur «sorgfältig» war also zu wenig?

Gärten sind für mich immer sehr fragile Orte. Die in Zürich sind zum einen als private Gärten konzipiert, Vandalismus war also kein Thema. Zum anderen ist man im Garten immer auch Mitbewohnerin von Vögeln, Insekten und Pflanzen. Wenn wir beginnen, diese wunderbaren Räume zugänglich zu machen, zu verbinden und zu transformieren, ist das Risiko grösser, dass wir sie vor allem stören, statt sie erlebbar zu machen. Darum war es eine grosse Herausforderung, so einzugreifen, dass nicht zu viele Menschen eingeladen werden. Denn die Magie der Gärten liegt eben auch im Verwunschenen. Dieses Dilemma hat uns die ganze Zeit beschäftigt. Es ist zudem unglaublich schwierig, in einen schönen Ort einzugreifen. Die Veränderungen müssen in einem Kontinuum der Geschichte stehen und eine Verbindung von Geschichte und Zukunft sein.

In der sogenannten Gartensequenz mussten Sie zwei Aufgaben unter einen Hut bringen: Aufenthaltsorte aktivieren und gleichzeitig die Erschliessung und Durchgänge ermöglichen, um von oben nach unten zu kommen. Wie haben Sie das gelöst?

Das war ein totaler Widerspruch, denn Gärten sind Orte, an denen wir uns aufhalten. Gärten sind keine Transitionsorte, sondern Ruhepole. Man verhält sich anders, wenn man in einem Garten ist, um sich dort aufzuhalten, als wenn man ihn bloss zum Queren nutzt. Es durften keine Schneisen entstehen, damit es möglich blieb, das Nischenhafte zu durchwandern und es gleichzeitig zu erleben. Wir verzichteten auf topografische Modulierungen und legten stattdessen Treppen über die Böschungen. Dabei waren die Positionen der Treppen wichtig. Wir haben sie im Laufe der Jahre x-fach verändert. Die Position der längsten Treppe haben wir sogar ganz am Schluss auf der Baustelle nochmals korrigiert, damit wir so wenig wie möglich in die Böschung eingreifen mussten, die in Wirklichkeit eine historische Schanze ist.

Hatten Sie nie Skrupel, in diese Sehnsuchtsorte einzugreifen?

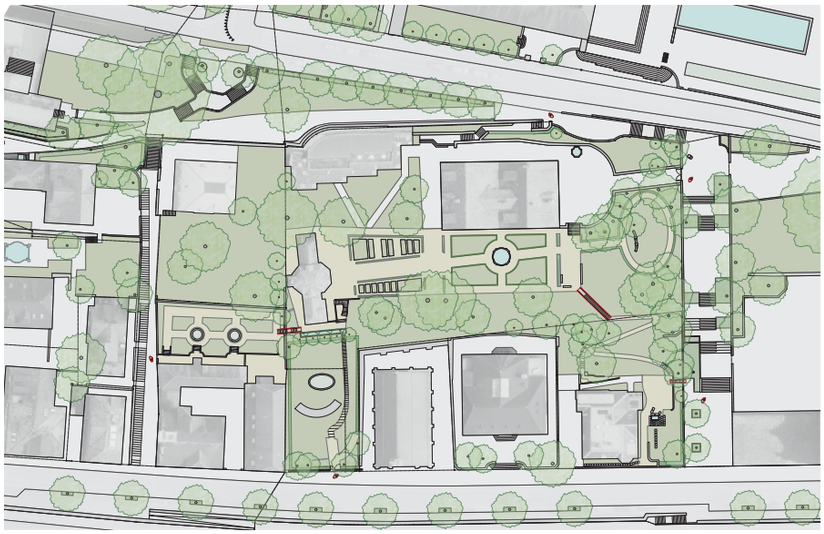
Ich finde es grundsätzlich absolut richtig und demokratisch, dass ehemalige Privatgärten, die jetzt im Besitz von Institutionen sind, für mehr Menschen zugänglich und erlebbar werden. Unsere Variantenstudien zeigen eine interessante Entwicklung: Ursprünglich hatten wir mehr und besser sichtbare Eingriffe geplant; wir reduzierten sie dann zusehends. Mittlerweile muss man einige regelrecht entdecken. Das Entdecken hat mit der Poesie und der Vielschichtigkeit des Gartens zu tun. Die Zukunft wird zeigen, ob es uns mit den feinen Eingriffen gelungen ist, eine Balance in der Nutzung zu steuern. Ausserdem besteht die Möglichkeit, die Tore nachts zu schliessen. Die Polyterrasse hat zum Beispiel riesige Probleme an den Wochenenden. Schwappt diese Nutzungswelle auf die Gärten über, ist das der Tod dieser gärtnerischen Preziosen. Es ist folglich fundamental, sich der maximalen Risiken zu stellen, um Strategien zu entwickeln.

Ich war beim Durchstreifen der Gartensequenz immer etwas verunsichert, ob ich mich auf dem richtigen Weg befinde oder doch unerlaubterweise irgendwo eindringe.

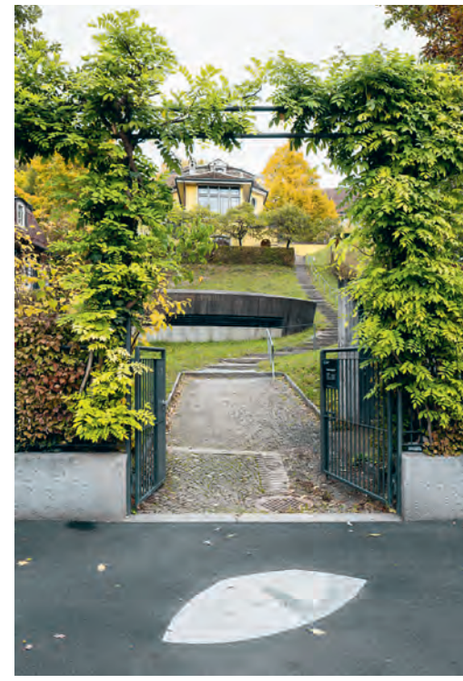
Eine Verunsicherung und die damit verbundene Vorsicht ist ja nicht falsch. Ich finde es richtig, wenn man versucht, einen Ort zu verstehen, bevor man ihn benutzt.

Darum haben Sie vermutlich auf Wegweiser verzichtet.

Wir suchten konstant eine Antwort auf die Frage, wie «laut» man die Zugänge markieren soll. Im Variantenstudium untersuchten wir etwa markant ausformulierte Tore. Doch während unserer Besuche vor Ort entdeckten wir nach und nach die vielen alten Gartentore mit ihren grossartigen Kunstschmiede-Arbeiten, die heute handwerklich gar nicht mehr so kunstvoll gemacht werden können. Wir dachten auch an Schwellen, doch es existierten teilweise bereits sehr schöne Natursteinschwellen. So entschieden wir uns für die Intarsien in den Transiträumen der Stadt. Sie sind wie Blätter, die aus den Gärten hinausgeweht wurden. Man entdeckt sie, stoppt und findet den Eingang zum Garten. Es sind kleine Störungen oder Lockrufe. →



Die Interventionen von Mavo in den bestehenden historischen Gärten sind rot eingezeichnet.



Intarsien im Gassenboden weisen auf die Gartentore.

Federnde Treppen aus Cortenstahl verbinden die Gärten.

Intime öffentliche Grünräume mitten in der Stadt sind nun besser zugänglich.

Was vorher getrennt war, ist nun verbunden.

Ein neuer Zwischenraum im Zaun: Hindurchzugehen ist nun ausdrücklich erlaubt.

→ **Mir fällt auf, dass nirgends auf Verhaltensregeln hingewiesen wird oder Verbotstafeln aufgestellt sind.**
Wir möchten darauf vertrauen, dass die Gärten und unsere Eingriffe ein respektvolles Begehen der Gärten evozieren, Schilder können jedoch schon noch kommen. Denn nebst der Frage betreffend Zerstörung und Littering bestehen unter anderem auch Bedenken hinsichtlich Eigentümerhaftung. Aber grundsätzlich begrüssen wir, dass wir das Verhalten der Leute zuerst einmal beobachten und erst dann reagieren. Mit der Auftraggeberschaft diskutieren wir, ob wir eine Informationsspur mit QR-Codes legen sollen, damit die Besucherinnen mehr über die Gärten erfahren können. Denn der historische Reichtum ist enorm. Mir gefällt die Vorstellung, dass man den Ort nicht nur konsumiert, sondern sich gleichzeitig Wissen aneignet, um ihn so tiefgründiger zu verstehen.

Für die Überwindung der Böschung haben Sie wie erwähnt Treppen eingesetzt. Sie nennen diese «Fliegende Teppiche», und es ist erstaunlich: Als ich draufstand, hatte ich das Gefühl, etwas fast schon Textiles zu betreten.
Es war klar, dass sich die Treppen über und nicht in das Gelände legen müssen, damit die topografischen Eingriffe minimal sind und die Gartenstruktur klar lesbar bleibt. Wir waren auf der Suche nach der maximalen Leichtigkeit. Weil wir das Kunsthandwerk des Schmiedens von anno dazumal nicht wiederholen wollten, suchten wir nach einer zeitgenössischen Interpretation mit der Prämisse der Leichtigkeit und des schonenden Einsatzes von Ressourcen. So sind wir am Schluss auf diese Konstruktion mit den Armierungseisen gekommen. Typisch gärtnerisch dünkt mich auch das Flimmernde, Halbschattige, denn die Armierungseisen werfen einen interessanten Schatten. Die Treppen erinnern nun auch ein bisschen an die Läufer auf den Treppen.

Wie fiel die Wahl auf die Armierungseisen, die sonst im Beton verborgen sind?
Wir arbeiten nach dem Bergsturz bei Bondo an einem Projekt mit vielen Brücken. Da werden enorme Mengen von Armierungseisen verbaut. Dabei ist mir der textile, ornamentale Charakter aufgefallen. Dass ein profanes Material durch den Einsatz an einem ungewohnten Ort plötzlich eine andere Bedeutung erhält, gefällt mir.

Im Verhältnis zur Planungszeit haben Sie wenig entworfen. Ist das ärgerlich?
Nein. Die Rolle der Landschaftsarchitektinnen ist sich am Verändern. Wir werden nicht nur Räume entwerfen, sondern müssen Teil des Prozessentwurfs werden, müssen vermitteln und steuern. Es ist auch eine Frage des Dranbleibens. Wir mussten das Projekt immer wieder aufwecken und in Erinnerung rufen. Zudem wechseln bei vielen Institutionen die Mitarbeitenden, und so waren wir zusammen mit Roman Bächtold, dem Leiter der Geschäftsstelle HGZZ, die Garantinnen für Kontinuität, weil wir zehn Jahre am Projekt drangeblieben sind. Das Projekt ‹Gartensequenz› steht symbolisch für die neue Rolle der Landschaftsarchitektinnen und -architekten.

Was kann man denn vom Projekt ‹Gartensequenz› lernen?
Ich bin eine Verfechterin davon, dass man Herausforderungen nur gemeinsam lösen kann. Entstanden ist dieses Projekt ja im Rahmen der Verdichtung des Zürcher Hochschulquartiers. Wir wissen, dass viel mehr Menschen in dieses Gebiet kommen, als dort studieren und arbeiten. Mehr Freiraum wird es aber nicht geben. Es geht also darum, Vorhandenes, wo nötig, aufzuwerten und besser zu nutzen. Dabei ist das Stichwort ‹teilen› zentral: Man teilt sich einen gemeinsamen Raum. Das Projekt ist ein Beispiel dafür, dass das funktioniert. ●

Gartensequenz Hochschulgebiet Zürich Zentrum (HGZZ), Zürich, 2023
Hochschulgebiet Zürich Zentrum, zwischen Hirschengraben und Künstlergasse, Zürich
Bauherrschaft: **Universität Zürich, Direktion Immobilien und Betrieb**
Grundeigentümerschaft: **Baudirektion Kanton Zürich, Tiefbauamt Stadt Zürich**
Projektteam: **Geschäftsstelle HGZZ, UZH, ETH, TAZ, GSZ, Denkmalpflege Kanton Zürich**
Landschaftsarchitektur: **Mavo Landschaften, Zürich**
Auftragsart: **Vertiefungsstudie Freiraum, Offerteingabe auf Einladung, weitere Phasen Direktauftrag**

Mavo Landschaften
Die Landschaftsarchitektin und Architektin Martina Voser (50) gründete 2007 das Büro Mavo Landschaften in Zürich, das sie heute zusammen mit Isabelle Duner leitet. Es beschäftigt sieben Mitarbeitende und fokussiert in seinen Projekten auf das Gestalten und Vernetzen von Freiräumen, Disziplinen, Protagonisten und Prozessen. Mavo Landschaften gewann 2021 den goldenen Hasen für den ‹Inneren Garten› in Zürich-Leutschenbach.

Die Jury sagt

Gärten entdecken

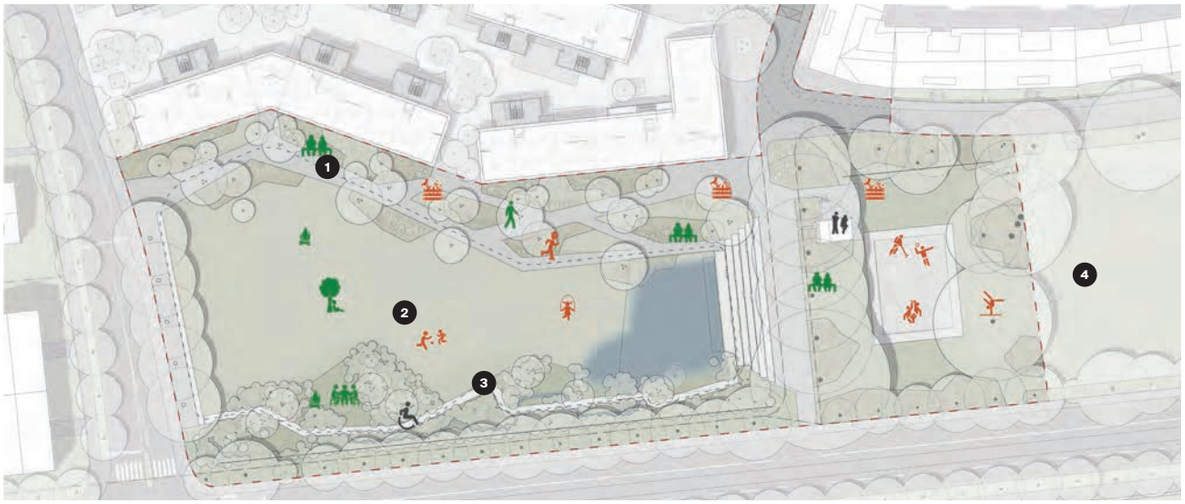
Mitten in Zürich ist ein neuer Park entstanden – ohne dass wir es gemerkt haben! Das Planungsgebiet für das neue Hochschulquartier Zürich Zentrum erstreckt sich bis zur Hangkante oberhalb des Hirschengrabens. Dort stehen alte Herrschaftshäuser, die längst Hochschulbüros beherbergen. Ihre Gärten waren zwar zugänglich, doch selten genutzt. Intarsien im Belag der Wege, die hoch zur Universität und ETH führen, weisen nun hinein. Mavo Landschaften ist es gelungen, die historischen Gärten am Hang mit Akupunktur aus Cortenstahl zu einem zusammenhängenden öffentlichen Freiraum zu verbinden. Das ist ein sorgfältiger Umgang mit Gartendenkmälern und zugleich ein grosser Zugewinn an öffentlichem Freiraum in einem dichten – und bald noch dichteren – Stadtquartier. Ein kleiner Wermutstropfen bleibt: Wer nicht gut zu Fuss ist, kann die Gärten nur schwer geniessen.

Im Vorpark in Bern-Holligen wurde zusammen gefeiert, auf dem Feuer gekocht, gegärtnert, geplant.
Fotos: Rhea Keller, Pipaluk Minder

Gemeinsam Park machen

Der bronzene Hase geht an die partizipative Zwischennutzung Vorpark im Berner Holligenquartier. Was bleibt nach vier Jahren experimentieren und entwickeln?

Text: Gabriela Neuhaus



Vorpark Holligen, 2019–2023
Schloss-, Huber- und Mutachstrasse, Bern
Bauherrschaft: **Stadt Bern, Stadtgrün**
Landschaftsarchitektur: **ORT AG, Zürich**
Prozessdesign: **Soziale Plastik, Bern**
Architektur: **GWJ, Bern**
Quartiervertretung: **Quartierbüro Holligen der Vereinigung Berner Gemeinwesenarbeit (VBG), Verein Vorpark, Bern**

Der Plan des zukünftigen Stadtteilparks Holligen zeigt, wo die Anregungen des Vorparks übernommen wurden:

1. **Schwerpunkt ‹Senioren›: Bäume, Wege, Geräte, Spiele**
2. **Spiellandschaft für Jung und Alt: Wiese, Feuerstelle, Veranstaltungen**
3. **Schwerpunkt ‹Kinder & Familien›: Grillplatz, Slackline, Schaukeln, Wasserspiel**
4. **Schwerpunkt ‹Jugendliche›: Sportplatz, Kletterpark, Boulderwand, Lounge**

Alles begann 2012, als die Berner Stimmbevölkerung mit grossem Mehr das Ende der Familiengärten im Nordteil des Holliger Schlossparks besiegelte: Das zentrumsnahe Areal im Besitz der Stadt, sollte einer verdichteten Wohnnutzung zugeführt werden. Als Kompensation für das verlorene Schrebergarten-Grün wurde der Quartierbevölkerung ein 5000 Quadratmeter grosser neuer Stadtteilpark versprochen. Um die Wünsche der Anwohnerschaft an den künftigen öffentlichen Grünraum zu integrieren, gab die Stadt Bern schon früh ein partizipatives Verfahren in Auftrag. Daraus entstand ein Nutzungskonzept, das in den Wettbewerb einfloss, den die Stadt für die Wohnüberbauung und den Park auslobte.

Diesen Wettbewerb gewann die neugegründete Wohnbaugenossenschaft ‹Wir sind Stadtgarten› zusammen mit GWJ Architektur, ASP Landschaftsarchitekten und dem Berner Sozialplaner Martin Beutler mit dem Projekt ‹Huebergass›. Die Aufgabe betreffend Park löste die Planergemeinschaft mit einem Konzept namens ‹Lernender Park›. Dieses wird derzeit von Florian Seibold und seinem Team von der ORT AG für Landschaftsarchitektur umgesetzt: Basierend auf robusten Grundelementen wie einer Durchwegung, einem Weiher mit Sitzgelegenheiten, einer Allmend sowie einem Hartplatz, soll der Park sich auch in Zukunft laufend verändern und den Bedürfnissen der Nutzerinnen und Nutzer anpassen können.

Eine Zwischennutzung ist zugleich Testnutzung

Das Parkexperiment begann bereits während der Bauzeit für die Wohnsiedlung: Stadtgrün Bern stellte das Gelände des geplanten Parks für Zwischennutzungen zur Verfügung. Bei der Räumung der ehemaligen Familiengärten wurden deshalb einige Elemente sowie die Obstbäume mit Bedacht stehen gelassen. Mit diesem sogenannten Vorpark wollte man einerseits einen Beitrag zur Identitätsbildung des neuen Quartiers leisten, vor allem aber bot er die Chance, künftige Nutzungen zu testen. Der von der Stadt initiierte und speziell dafür gegründete Verein Vorpark, getragen von engagierten Freiwilligen aus dem Quartier, startete seine Aktivitäten Anfang 2019 – mit Erfolg. Schon früh platzierte der ebenfalls involvierte Trägerverein für die offene Jugendarbeit der Stadt Bern einen mit Graffitis bemalten Bauwagen auf einem Asphaltplatz des Vorparks. Später gesellte sich ein ebenso bunt besprayter Schiffscontainer dazu – ein Treffpunkt für Jugendliche, der sich grosser Beliebtheit erfreute.

In einem erhalten gebliebenen ehemaligen Gartenhäuschen richtete der Verein Vorpark eine Teestube ein. Grosse und kleine Gärtnerinnen sorgten im Rahmen des auf dem Areal angesiedelten Projekts ‹Gartenkind› für eine bunte Blumenpracht und reichhaltige Ernte. Im Sommer 2020 wurde eine aus alten Steinplatten errichtete Feuerstelle eingeweiht – als Testlauf für ein von den Landschaftsarchitekten eingebrachtes künftiges Parkelement, das bei den Parkbesuchern auf grosse Resonanz stiess. Zirkusvorstellungen, Freiluft-Yoga, Nachbarschafts-Speed-Dating, Mitbring-Brunch und Adventsfenster sind nur einige Beispiele des breiten Angebots, das die Akteurinnen vom Verein Vorpark auf die Beine stellten und koordinierten. Dabei standen sie in engem Austausch mit der Stadt und den Planerinnen der Wohnbaugenossenschaft. So mutierte der Vorpark in vier Jahren zu einem lebendigen Freiraum. Der Bezug der Genossenschaftssiedlung im Mai 2021 verlieh dem Vorpark zusätzlichen Schub: Die Bewohnerschaft und insbesondere die Kinder entdeckten die grüne Oase bald als kleines Paradies.

Vom Vorpark zum Stadtteilpark

Von Anfang an war jedoch klar: Der Vorpark war ein Projekt auf Zeit, das eines Tages dem von der Stadt bestellten und vom Landschaftsarchitekturbüro geplanten Stadtteilpark weichen musste. Bereits im Oktober 2021 lud der Verein Vorpark zu einem Abschluss- und Anschlussfest ein. Doch infolge Budgetkürzungen in der

Das Team hinter dem Vorpark
Verfasser des Wettbewerbsprogramms für die Wohnüberbauung und Stadtteilpark, Mitglieder des Siegerteams, Vertreter der Bauherrschaft sowie Vertreterinnen des Quartiers entwickelten gemeinsam das Konzept ‹Lernender Park›. Dank diesem konnte im Vorpark vier Jahre lang entwickelt, getestet und verworfen werden. v.l.n.r.: Matthias Hartmann, ORT AG, Zürich; Jörg Rothhaupt, VBG, Bern; Martina Josi, Verein Vorpark, Bern; Christian Lasser, GWJ, Bern; Ursi Sidler, Verein Vorpark; Anja Ryser, Verein Vorpark; Florian Seibold, ORT AG; Michael Steiner, Stadtgrün Bern; Nora Bögli, Soziale Plastik, Bern
Foto: Caspar Martig

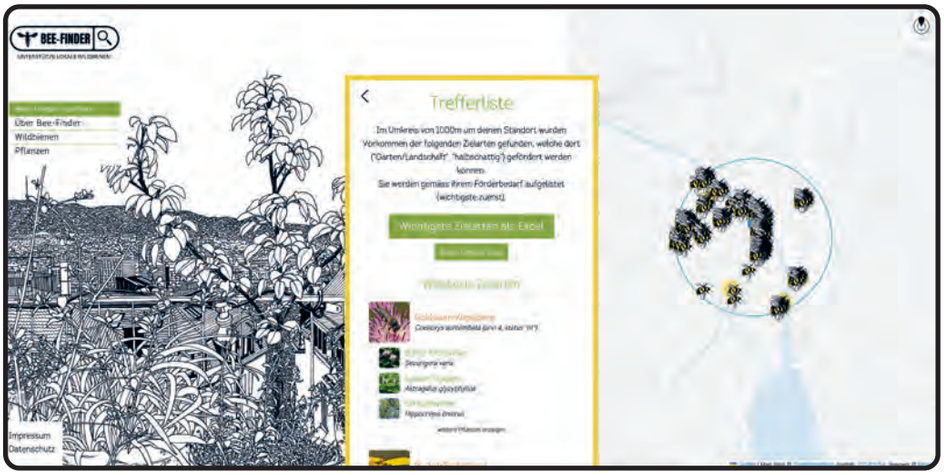
Stadt Bern wurde der ursprüngliche Kredit in der Höhe von 3,5 Millionen Franken für den Bau des Stadtteilparks nicht nur drastisch gekürzt – die notwendige Überarbeitung des Projekts führte auch zu einer Verzögerung des Baustarts. So richtete der Verein Vorpark im Sommer 2022 ein weiteres Mal eine Reihe von Aktivitäten aus. Danach war aber endgültig Schluss, obschon manche gerne weitergemacht hätten.

Der Bau des neuen Stadtteilparks erfolgt in zwei Etappen: Bereits realisiert ist der Ostteil des Parks, der eine Neuinstallation von Sportangeboten beinhaltet, die sich im Vorpark bewährt hatten. Auch der Bauwagen bestand seine Bewährungsprobe und ist jetzt im fertiggestellten Teil installiert. Im Rahmen der zweiten Bauetappe wird in der Senke des Geländes ein Weiher mit Sitztreppen entstehen. Zudem werden ab Sommer 2024 eine Allmend, ein Spielband für Kinder und ein neues Wegnetz zum Flanieren und Verweilen einladen. All dies mit einem Minimum an Ausstattung – nicht nur infolge Geldmangels: Der «lernende Park» soll auch in Zukunft den Nutzerinnen und Nutzern Möglichkeitsräume bieten, wo sie selber gestaltend eingreifen können. Das allerdings ohne den Verein Vorpark, denn dieser hat seine Pflicht nach Ansicht der Behörden erfüllt. Künftig soll eine von der Stadt neu zusammengesetzte Begleitgruppe die Geschicke des Stadtteilparks Holligen begleiten. ●

Die Jury sagt

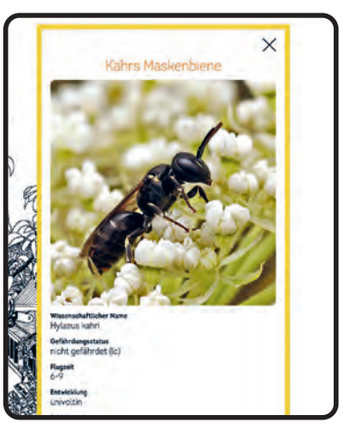
Parat für den passenden Park

In Bern-Holligen entsteht ein Quartier inklusive Stadtpark. Doch vor dem Bau dieses Stadtparks geschah erst mal – eben nicht nichts. ORT AG für Landschaftsarchitektur heckte zusammen mit Stadtgrün Bern den sogenannten Vorpark des Stadtteilparks Holligen aus. Und dann wurde während vier Jahren auf ehemaligen Kleingartenflächen gemeinsam gepflanzt, gefeiert, gedacht. Der Vorpark war Prozess und partizipatives Experiment. Statt Zettel auf Flipcharts zu kleben, packten Quartierbewohnerinnen und Interessierte Schaufeln, Pizzateig und Feuerholz und entwickelten damit gemeinsam Parkgrundlagen. Die Ergebnisse dieses Experiments flossen in die Planung des definitiven Stadtparks ein, der sich derzeit im Bau befindet. Der Stadt Bern, den Landschaftsarchitektinnen, dem Quartierverein und allen weiteren Beteiligten gelang so eine Vorarbeit, auf deren Früchte wir gespannt sind.



Für jeden Ort gibt es eine Zusammenstellung von Wildbienenarten und passenden Futterpflanzen.

Die Karte zeigt, wo genau die Bienenvölker leben.



Steckbrief von Kahrs Maskenbiene

Steckbrief der Goldbaum-Kegelbiene

Bienensteckbrief mit Pflanzenmenü

Details zur Futterpflanze Zaunwicke

Summ, Summ, Summ

Wo leben die Wildbienen? Das lässt sich nun mit ‹Bee-Finder› für fast jede Adresse in der Schweiz herausfinden. Das ist insbesondere in Städten spannend, denn gerade dort gibt es viele Wildbienen. In Basel, Schaffhausen, Zug, Luzern und Zürich leben jeweils 150 bis 200 Wildbienenarten – das entspricht einem Drittel aller Arten, die in der Schweiz vorkommen. Viele davon leben sogar ausschliesslich in Städten.

Wachsen die richtigen Pflanzen, finden die Bienen Lebensraum. Damit dies passiert, gibts heute Massnahmen und Bepflanzungsratgeber, aber die sind nicht sehr genau, gerade weil die Habitate der Wildbienen sehr klein und divers sind. ‹Bee-Finder› möchte hier Abhilfe schaffen und liefert punktgenaue, georeferenzierte Empfehlungen. Die App hilft bei der naturgerechten Bepflanzung von Grünflächen, indem sie zu jeder Wildbienenart die passenden Pflanzen erfasst. Sie zeigt, welche Bepflanzung welche Arten fördert und was es zu beachten gilt. Sie ist eine Unterstützung nicht nur für private Balkon- und Gartenbesitzerinnen, sondern auch für die öffentliche Hand oder Firmen. Letztere verwalten grosse Freiflächen, die sich für die Förderung der Biodiversität eignen, etwa Dachflächen oder Grünstreifen an Strassen und Parkplätzen.

‹Bee-Finder› ist nicht nur ein Unterstützungswerkzeug, sondern auch ein Beispiel für geschickte Wissenschaftskommunikation. Damit die App funktioniert, war viel Information zusammenzutragen. Darum kümmerten sich André Rey und David Frey von der IG Wilde Biene, die hinter dem Projekt steht. Informationen zum Vorkommen der Wildbienen waren bisher vorhanden, doch die Daten waren verstreut und schlecht zugänglich. Mit dem Verknüpfen von Informationen zu Artenvorkommen und Pflanzenarten wurde ein Werkzeug geschaffen, das leicht zu bedienen ist, Empfehlungen abgibt und sich sogar auf weitere Tierarten ausdehnen liesse. **Maarit Ströbele**

App ‹Bee-Finder›, 2023
Konzeption: **Verein IG Wilde Biene, Zürich**
Projektleitung: **André Rey**
Web-App: **Simple & Co, Zürich**
Dateninhalte: **André Rey, Rainer Neumeyer, Philipp Heller, David Frey, Esther Vogel, Jürg Sommerhalder, Rote Liste 2022, Info fauna**
Illustration: **GRRRR, Ingo Giezendanner**

Eine Strasse ist auch ein Begegnungsort – dank der langen Sitzmauer noch mehr.

Quartiererschliessung als Platz und Garten statt Durchfahrtsschneise.

Share the space!

Die Arealentwicklung Lysbüchel Süd im Basler St.-Johanns-Quartier ist Architekturinteressierten ein Begriff. Auf Initiative der Stiftung Habitat entstand hier ein lebenswertes Wohnquartier mit vielen baulichen Höhepunkten. Doch auch der Raum dazwischen zeichnet sich durch seine gestalterischen und den Bewohnenden zuträglichen Werte aus: So verbindet der 2023 fertiggestellte Beckenweg den neuen Quartierteil mit der bestehenden Blockrandbebauung.

Die Planung dafür fusst auf der Idee von einer Strasse, die die nötigen verkehrstechnischen Anforderungen erfüllt und dennoch zur Freiraumqualität beiträgt. Die Idee geht auf das Konzept des ‹Shared space› aus den 1990er-Jahren zurück. Damit machte sich der niederländische Verkehrsplaner Hans Monderman für ein Miteinander im Strassenraum stark. Geleitet von dieser Philosophie hat Meta Landschaftsarchitektur die rund 250 Meter lange Verbindung gestaltet. Ein gepflasterter Streifen strukturiert den leicht angewinkelten Weg. Hier wachsen Bäume und stehen breite Sitzmöbel aus Eichenholz. «Die Möglichkeiten, Bäume zu pflanzen, waren beschränkt», so Landschaftsarchitekt Lars Uellendahl. Es galt, auf Werkleitungen Rücksicht zu nehmen, den Platzbedürfnissen von Feuerwehrautos zu entsprechen und die Durchfahrt für Müllabfuhr und Strassenreinigung zu garantieren.

Mal einzeln, mal in Gruppen von zwei bis drei spannen die Bäume heute den Raum auf. Bei der Artenwahl kooperierte das Planungsbüro mit der Stadtgärtnerei Basel. Schnurbaum, Schmalblättrige Esche und Gleditschie gelten als Zukunftsbäume und werden im Lysbüchelquartier auf ihre Klimatauglichkeit hin geprüft. Die nicht verfugte Pflästerung aus ortstypischem Guberstein unterstreicht den Aufenthaltscharakter und speichert Oberflächenwasser. Die Fahrbahn verläuft einmal links und einmal rechts des Pflasterstreifens. Ihre glatte Oberfläche ist barrierefrei und lädt zum Spielen ein. Die versetzte Linienführung unterstreicht, dass der Weg keine direkte Verbindung für Fahrzeuge, sondern öffentlicher Raum ist. Ein wichtiges Element ist eine durchgehende Mauer entlang der neuen Wohnzeile. Sie begrenzt die Vorgärten der Mehrfamilienhäuser und ist gleichzeitig beliebte Sitzgelegenheit.

Mit 250 Metern Gemeinschaftsstrasse wird die Welt keine andere. Das kurze Stück zeigt jedoch eindrücklich, wie Verkehrswege anders gedacht und realisiert werden können und so einen Beitrag zur Lebensqualität leisten. **Claudia Moll**

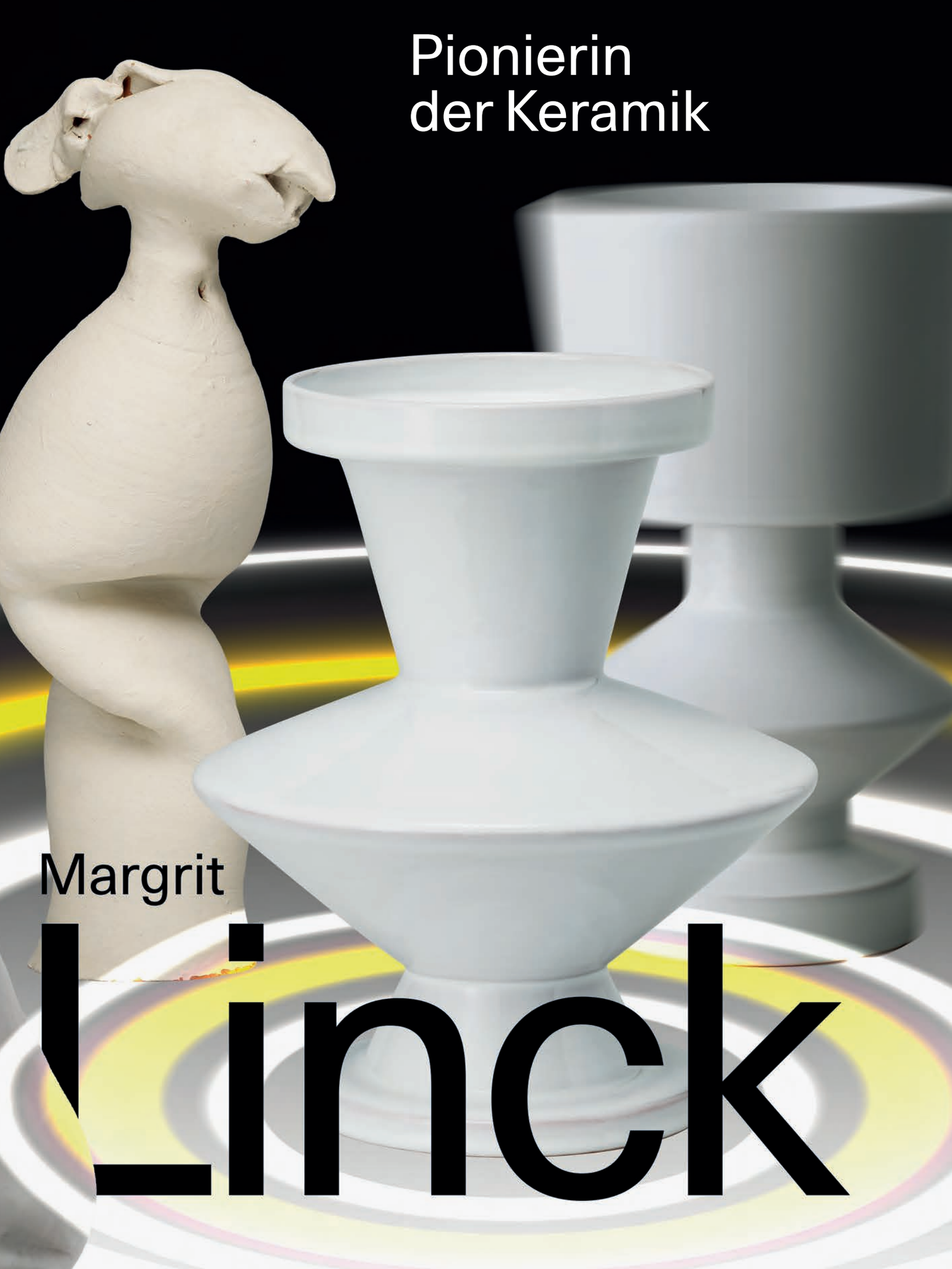
Durchwegung Lysbüchel Süd, 2023
Beckenweg, Basel
Bauherrschaft: **Stiftung Habitat, Basel**
Projektverfasser: **Meta, Basel**
Mitarbeit: **Sonja Müller, Lars Uellendahl**
Baukosten: **circa Fr. 615 000.–**
Auftragsart: **Studienauftrag**

Museum für Gestaltung Zürich

museum-gestaltung.ch

Toni-Areal
1. Dezember 2023 bis 14. April 2024

Design: Megi Zumstein und Marco Spörri


Pionierin
der Keramik
Margrit
Linck

Weitere Nominierungen

Architektur

Schulhaus, Aarberg BE
Haller Gut, Bern

Umnutzung Felix-Platter-Spital, Basel
Arge Müller Sigrist, Zürich,
und Rapp, Basel

Lyse-Lotte, Basel
Clauss Kahl Merz, Basel

Werk 11, Biel BE
Bart Buchofer, Biel

Sanierung Hochhaus Kabelwerke, Brugg AG
Tschudin Urech Bolt, Brugg

Glasi-Quartier, Bülach ZH
Duplex, Wild Bär Heule und
Itten + Brechbühl, Zürich

Westhof, Dübendorf ZH
Conen Sigl, Zürich

Logements coopératifs
Rambossons, Genf
Jaccaud + Associés, Genf

Pièce Urbaine C,
Ecoquartier des Plaines-du-
Loup, Lausanne
Nicolas de Courten, Lausanne

Ca Rossa, Lugano
Enrico Sassi, Lugano

Neue Scheune Merian Gärten,
Münchenstein BL
Miller & Maranta, Basel

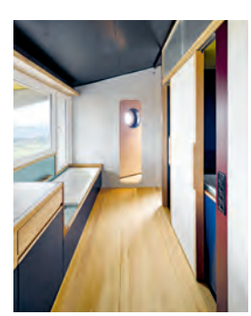
Erweiterung Restaurant
Brücke, Niedergösgen SO
Schneider & Schneider,
Aarau, und Grego, Zürich

Casa Campari, Porto Ronco TI
Kollektiv Marudo, Baden

Casa Carolina, Soglio GR
Armando Ruinelli, Soglio

Belle-Terre, Pièces Urbaines A2 et B,
Thônex GE
Atelier Bonnet & LRS, Jaccaud + Associés
und BCMA, Genf

Erweiterung Einfamilienhaus, Villy VD
Madeleine architectes, Vevey



Haus im Garten, Zürich
Loeliger Strub, Zürich

Umbau Leuenhof, Zürich
Tilla Theus, Zürich

Schulhaus Allmend, Zürich
Studio Burkhardt, Zürich

Sanierung Bürohaus
Strassburgstrasse, Zürich
Neon Deiss, Zürich

Design

Faltbares Sofa ‹Couch in an Envelope›
Panter & Tourron, Lausanne, in
Kollaboration mit KI

Zirkuläre Weste ‹Mono Vest
Wood›
Neumühle, Zürich

Kostümbild ‹Il ritorno d'Ulisse
in patria›
Mariel Manuel, Lausanne

Rechercheprojekt
‹Wool Tools›
AATB, Zürich / Marseille

Nisthilfe ‹Obru›
Agnes Eklund, Bachelorarbeit ZHdK

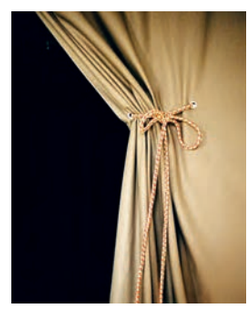
Szenografie ‹Into Mountains:
Wear your Mirror›
Bienvenue Studios, Zürich

Faltbarer Kinderstuhl ‹Dreikäsehoch›
Christian Spiess, Zürich

Regenschutz für Menschen im Rollstuhl
‹Para. Outerwear ohne Hindernisse›,
Tabea Wschiansky, Bachelorarbeit ZHdK

Rechercheprojekt ‹Vitreous›
Patricia Kindler,
Bachelorarbeit HSLU

Rechercheprojekt ‹Habitat X›
Inch Furniture, Basel

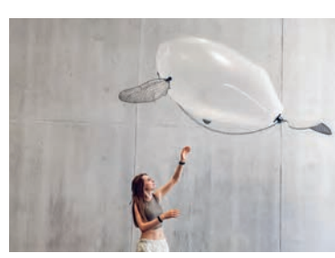


Interior Design
‹Textile Room›,
Julie Richoz, Paris

Toolbike ‹Monopole›
Nicolas Stäubli und Daniel Freitag, Zürich,
in Kollaboration mit Tale Designstudio,
Basel; Fritzjakob, Martin Schütz, Zürich

Stapelbares Pflanzengefäss ‹Stack›
Sébastien El Idrissi Studio, Zürich

Flatpack Holzstuhl ‹EC-01›
Exil Collective, Lausanne /
Zürich / Beirut / Paris



Schmuckobjekt ‹Airbourne Adornement,
Leightweight Companion›
Tobias Bieri, Bachelorarbeit HSLU

Strassenmöbel ‹Left(L)overs›
Marco Renna, Bachelorarbeit Ecal

Wandleuchte ‹Slim Shady›
Piccolli, Zürich / Basel

Möbelkollektion ‹Meubles Meldem›
Guy Meldem, Lausanne

Landschaftsarchitektur

Städtebau und Freiraumkonzept
Burgfelderstrasse, Basel
Meta Landschaftsarchitektur, Basel

Wielandplatz, Basel
Bau- und Verkehrsdepartement und
Tiefbauamt Basel-Stadt

Monte, Castel San Pietro TI
Studioser, Lugano / Zürich

La Praille, Genf
Raderschallpartner, Meilen

Rues Pré-du-Marché,
Clos-de-Bulle, Place Aloïse-
Corbaz, Lausanne VD
MSV, Genf

Parc du Loup, Lausanne VD
Paysagestion, Lausanne

Lido San Domenico, Lugano Castagnola TI
Enrico Sassi, Lugano

Parc de Beausobre, Morges VD
Paysagestion, Lausanne

Selbsterntegarten, Sarnen OW, Kerns OW,
Alpnach OW und Sursee LU
Madeleine Michel, Olivia Staffage, Sarnen

Park Schulhaus Wallrüti,
Winterthur ZH
Kolb Landschaftsarchitektur, Zürich

Die Asphaltknackerinnen, Zürich
Isabelle Sedivi, Bettina Walch,
Sabrina Stettler, Zürich

‹Brings uf d'Strass›, Zürich
Tiefbauamt Stadt Zürich,
Denkstatt und Designstudio
Tristesse, Zürich

Park Schulhaus Allmend, Zürich
Ganz Landschaftsarchitekt*innen, Zürich

Minigolf Hard, Zürich
Verein Minigolf Hard, Zürich

K

Kiosk

1 2 3 4 5

Hier finden Sie Hefte und Veranstaltungen des Monats, aktuelle Bücher und Digitales sowie Hinweise und Aktionen von Hochparterre.

1 Lugano

Lugano ist die grösste Stadt des Kantons Tessin. Durch Eingemeindungen hat sich das Stadtgebiet massiv vergrössert. Ein neuer Richtplan versucht, das Ganze unter einen planerischen Hut zu bringen und die Stadtlandschaft für die Zukunft zu rüsten. Nun gibt ein Themenheft einen Überblick über Raumplanung, Landschaft, Verkehr und Architektur in Grosslugano.

‹Lugano›, Fr. 15.–, im Abo inbegriffen; shop.hochparterre.ch

2 Hochparterre Wettbewerbe

St. Gallen stoppt das Projekt Campus Platztor. Der Architekt Pascal Flammer gewann den Wettbewerb vor zweieinhalb Jahren. Nun teilt der Kanton mit, das Projekt habe sich «nicht zufriedenstellend weiterentwickelt», und er schreibt: «Das offene Verfahren erwies sich für den Architekturwettbewerb rückblickend als nicht zielführend.» Wirklich? Das neue Hochparterre Wettbewerbe geht den Ursachen nach. Weiter fällt auf, wie das Thema Nachhaltigkeit in den Wettbewerben wichtiger wird. Basel schrieb für ein Mehrfamilienhaus ein ‹Pilotprojekt Netto Null› aus, der Kanton Zürich suchte für seine Seepolizei in Oberrieden ein innovatives, nachhaltiges und wirtschaftliches Projekt mit Vorbildcharakter. Und in einer Siedlung in Luzern verdoppelt eine Baugenossenschaft die Zahl der Wohnungen durch Andocken und Aufstocken. In allen drei Wettbewerben war Re-Use das grosse Thema.

Hochparterre Wettbewerbe 5/2023, Fr. 44.–, im Jahresabo Fr. 198.–, im Zweijahresabo Fr. 336.60; www.hochparterre.ch/abonnieren

3 Die Besten im Museum

Bis 7. Januar 2024 zeigt das Museum für Gestaltung Zürich die prämierten Projekte des Hochparterre-Wettbewerbs ‹Die Besten 2023› in einer kleinen, feinen Ausstellung. Alle ausgezeichneten Architektinnen, Landschaftsarchitekten, Designerinnen und Gestalter haben dafür ein Exponat ausgewählt, das symbolisch für ihr Projekt oder den Entwurfsprozess steht – wir legen Ihnen einen Besuch ans Herz.

Di bis So 10–17 Uhr, Do 10–20 Uhr; 24./25. Dezember und 1. Januar geschlossen; Museum für Gestaltung Zürich, Ausstellungsstrasse 60, Zürich; www.museum-gestaltung.ch

4 Der zirkuläre Lift

Nimmt man die Ziele der Kreislaufwirtschaft ernst, sollten nebst Fassadenplättli und Lavabos auch komplexe Bauteile wie Liftanlagen wieder- und weiterverwendet werden. Die Herausforderungen sind grösser, der ökologische und der baukulturelle Gewinn aber ebenso. Das Themenheft berichtet vom Engagement der Liftmanufaktur Emch für den zirkulären Lift. Die vorgestellten Projekte zeigen beispielhaft, wie ein spezialisiertes Unternehmen einen Beitrag zu den Zielen Recycle, Re-Use und Repair im Bausektor leisten kann.

‹Der zirkuläre Lift›, Fr. 15.–, im Abo inbegriffen; shop.hochparterre.ch

5 Advent, Advent!

Wer seinen Mitmenschen oder sich selbst Hochparterre unter den Christbaum packt, liegt immer richtig. Darum schenken wir Ihnen während der ersten drei Adventswochen 20 Prozent Rabatt (Abonnentinnen und Abonnenten erhalten 40 Prozent) auf ausgewählte Beststeller-Bücher der Edition Hochparterre. Darunter: die Monografien über Heinrich Tessenow und Rosmarie Baltensweiler, der ‹Architekturführer Zürich›, alle Ausgaben von ‹Anthos›, dem Jahrbuch zur Schweizer Landschaftsarchitektur, sowie sämtliche Kataloge aus der Reihe ‹Die schönsten Schweizer Bücher›. Erfahren Sie im Hochparterre-Newsletter oder online, wann Sie zugreifen müssen. Und wer ein Jahresabo verschenken möchte, kann das in der Adventszeit für 172 statt 222 Franken tun.

www.edition.hochparterre.ch
www.abo.hochparterre.ch